P. o. germ.
1540
9,15,3

[illegible]. germ. 1540 q
Vulpius
5,3

Neue Szenen in Paris und Versailles.

Nil adeo magnum, nec tam mirabile quicquam
Principio, quod non minuant mirarier omnes
Paullatim.

LUCRET.

Dritter Theil.

Mit einem Kupfer.

Leipzig,
in der Gräffschen Buchhandlung.
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich will (wenn man anders eine Fortsetzung dieser **Szenen** lesen will,) in dem **vierten Theile** derselben sogleich mit den wichtigsten Begebenheiten des Jahrs 1792 beginnen, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht in jener Epoche so interessante Situationen für die Leser finden wollte, die den frappantesten Szenen seit 1789 in Pa-

ris nichts nachgeben werden. — Es hängt aber, wie gesagt, bloß von dem Publiko ab, ob ich diese neue Sammlung mit dem dritten Theile schließen, oder ob ich dieselbe fortsetzen soll. Ich habe deshalb den Schluß des gegenwärtigen Theils so eingerichtet, daß keine Fortsetzung nöthig ist, und dennoch sich eine anschließen kann.

Geschrieben am 28. März 1793.

LXV.

Fortsetzung der LXIV. Szene.

Wohnung des Marquis Gr.

4.

Augusts Zimmer.

Cecilie. Mein Gott! — Was ist das? — Dieses Mädchen, Herr Marquis —

Marquis — ist — Sie sollen alles erfahren. — Sie kömmt wieder zu sich. (nimmt das Mädchen bei der Hand) Sey ruhig, liebes Röschen! — Ich nehme mich deiner an. Ich will —

Das Mädchen. O mein Vater!

Cecilie. Vater? — Sie Marquis, sind —

Marquis. Ich bin es. — Nehmen Sie das Mädchen mit sich auf Ihr Zimmer, liebe Freundin. Bringen Sie das arme Kind zur Ruhe. Ich will alles für sie thun.

Cecilie. Aber, warum haben Sie —

Marquis. In einer halben Stunde bin ich bei Ihnen, theuerste Cecilie.

Das Mädchen. Lieber Vater! verstoß mich nicht.

Marquis. Du hast mein Wort, daß ich mich Deiner annehmen will, gutes Röschen. — (zu Cecilien.) Ich bitte Sie nochmals —

Cecilie. Komm, gutes Mädchen! Ich bin Deine Freundin. — Du hast Ruhe nöthig. Folge mir.

(Sie geht mit Röschen fort.)

Röschen. (im Fortgehen.) Kommen Sie bald zu uns, lieber Vater!

Marquis. Bald, bald! — (geht mit starken Schritten im Zimmer auf und ab.) Natur und Pflicht! — Da ist gar keine Frage. (zu August.) Das Mädchen ist wirklich meine Tochter. — Ich bin hart, ich bin grausam gegen sie gewesen. Ich habe nicht als Vater an ihr gehandelt. Sollten Sie das wohl glauben?

August. Sie sagen es selbst. — Aber, warum thaten Sie das, Herr Marquis? Warum verläugneten Sie Ihre Gefühle?

Marquis. Mir selbst unerklärbar! — Ich bin sonst keiner von den schlechtesten Menschen. Aber — Verhältnisse — Sitten — und was

weiß

weiß ich! Genug, ich will mein Unrecht wieder gut machen. — Sehen Sie — (wirft sich auf ein Sofa) Als ich noch unverheirathet war, warf ich mich zuweilen, wenn ich mir Ueberdruß und Langeweile, Unlust und Ekel an den Hals geschwärmt hatte, in die Arme der schönen Natur, verließ die Stadt, und ging auf meine Güter aufs Land. — Da ge= schah's denn nun einst, daß ich mich zum Zeitver= treibe in die Tochter meines Gärtners verliebte.

August. Und da erhielt Röschen zum Zeit= vertreibe ihre Existenz?

Marquis. So ist es! —

August. Und Sie bekümmerten sich hernach weder um die Mutter noch um Ihr Kind?

Marquis. Das war nicht edel von mir. Aber leider! so war es.

August. Ein ganz gewöhnliches Ereigniß!

Marquis. Ach, ja wohl! — Man wird so sehr hingerissen — man schwebt in einem ewigen Taumel auf dem Meere der Freude dahin, und die Fluten dieser Zerstreuungen spühlen nach und nach alle gute Empfindungen ganz und gar aus unserm Herzen. — Ich schäme mich beynahe Ihnen zu gestehen, daß die Mutter des Mädchens edler dach= te, als ich, und dennoch ist es wahr. — Aus dem väterlichen Hause vertrieben, hat sie mich nie mit

Vorwürfen verfolgt, ein einziger Brief meldete mir die Geburt des Kindes, der Mutter traurige Situation, — und dieser Brief blieb unbeantwortet.

August. Herr Marquis! — verschonen Sie mich mit dem Verfolg Ihrer Beichte. Heben Sie das ganze Geständniß für Ihren Beichtvater auf. Dergleichen Leute sind in der Kasuistik geübter, als ich es seyn möchte. Genug, das Mädchen ist nun da, und Sie wollen sich ihrer väterlich annehmen? —

Marquis. Das will ich! und ich wünsche sogar, sie in meinem Hause zu behalten.

August. Und Röschens Mutter, wollen diesen ihren vielleicht noch einzigen Trost entziehen?

Marquis. Sie verlor ihre Mutter, um ihren Vater zu finden. — In dem Auflaufe von vorgestern ist sie unschuldigerweise umgekommen. — — Ich wünschte, Sie erzeigten mir die Freundschaft, meiner Frau die Sache auf eine Art beyzubringen, die, — Sie verstehen mich! — die weder mich noch Sie kompromittirt. Denn, wie gesagt, das Mädchen möchte ich gern in meinem Hause behalten.

(Im Kabinet wird genieset.)

Marquis. (springt auf) Prosit! — Wir sind behorcht worden. Wer steckt im Kabinet? —

Warum

Warum verbergen Sie ihre Inklinationen so schlecht? — — Ich muß die Schöne kennen lernen! (will auf das Kabinet zugehen)

August. (hält ihn zurück) Sie verzeihen! das, kann ich nicht zugeben.

Marquis. Warum nicht? — Sie halten mich vielleicht für gefährlicher als ich wirklich bin.

August. Gefährlich, oder nicht; ich fürchte nichts von Ihrer Indiskretion.

Marquis. (tritt, ihn vexirend, zurück) Hm! — Hm! —

August. Diese Miene — Sie haben Argwohn —

Marquis. Fühlen Sie, daß ich Ursache dazu haben kann? — Glauben Sie mich zu dem Argwohne berechtigt?

August. Ich müßte dann erst das Objekt Ihres Argwohns kennen.

Marquis. Nun gut dann! ich glaube in dem Kabinette meine Frau anzutreffen.

August. Sagen Sie vielmehr, eben jene Schöne, die nach Ihrem eigenen Urtheile *) Ihnen besser als Ihre Frau gefällt, die, mit einem Worte, (öffnet die Kabinetsthür, und zieht Luisen heraus) —

 einer

*) S. Si. L. N. Sz. 2. Th. S. 105.

einer fille de chambre ähnlicher sieht, als Ihrer Gemahlin.

Marquis. Also war mein Argwohn ungegründet. — Luise! Du siehst heute ganz besonders reizend aus. (nimmt sie bei der Hand) Wenn meine Frau mir einen einzigen dieser Blicke —

Luise. Lassen Sie mich! — Auf Unkosten meiner gnädigen Frau mag ich mich nicht einmal schön finden lassen, am wenigsten, von ihrem Gemahl.

Marquis. Woher kömmt denn diese deine Gewissenhaftigkeit auf einmal?

Luise. (mit Bezug und einem Blick auf August geworfen) Man hat Passionen.

Marquis. (schlägt sich vor die Stirn) Wie konnt' ich auch fragen, ohne diese Antwort selbst vorauszusetzen? — Luise! da du unser Gespräch mit angehört hast, so wirst du auch nun wissen, was du zu thun hast, denn ich habe mir fest vorgenommen, meine Tochter bei mir zu haben, und ich hoffe, meine Frau wird Nachsicht gegen meine väterliche Laune haben. — Schlaft wohl! —

(verläßt das Zimmer).

Luise. (etwas heimlich) Ich hoffe, Sie erkennen, was man für Sie thut. (geht fort)

August. Gewiß! (schließt die Thür hinter ihr ab)

Julie.

Julie. (kömmt aus dem Kabinet) Vortreffliche Entdeckungen!

August. Was werden Sie thun?

Julie. Das Mädchen werde ich zu mir nehmen und für ihre Bildung und Erziehung sorgen. Aber, Luise muß aus dem Hause. — Es versteht sich jedoch, daß wir für ihr anständiges Unterkommen sorgen. — Wir wollen sehen, was zu thun ist. (wirft sich auf ein Sofa) Fräulein Cecilie wird nun kein Buch brauchen *), und Unterhaltung hat sie auch.

August. Ich danke dem Himmel!

Julie. (neckend) Wer weiß auch!

August. Ich kenne die neckende Laune einer reizenden Frau, die mich schon oft genug gequält hat.

Julie. (wie vorhin) Diese reizende Frau —? Aha! — Die Kabinetsräthin „mit den braunen Augen, die ganz vortrefflich ins Schwarze spielen; diese Schönheit, mit den vollsten reizendsten Busen, den Sie je gesehen haben **). Die schönste Natur, die sich je auf diesem Pfade beschleichen ließ." — Sie hören, daß ich ein gutes Gedächtniß habe.

August.

*) S. S. 183. N. Sz. 2. Th.

**) S. S. 164. 165. N. Sz. 2. Th.

August. Zu eben diesem guten Gedächtniß nehme ich meine Zuflucht, die schöne Julie an den Ausspruch einer schönen Frau zu erinnern: „daß Schuld gegen Schuld sich aufgehoben habe, und daß man glücklich seyn könne" *).

Julie. Die schöne Frau ist sehr voreilig gewesen. — Wußte sie denn nicht, daß sie mit einem Manne zu thun hatte, der —

August. (indem er sie umarmt und küßt) — der sie zärtlich liebt!

*) Ebendas. S. 166. In Bezug auf die ganzen Szenen LXII. und LXI.

LXVI.

Den 7. März.

Auf der Straße.

Eine Poissarde. Margrethe!

Margrethe. Nun Gevatterin Anne! was gibt's?

Anne. Vielerlei, und wenig Gutes.

Margrethe. Prinz C. will mit einer Armee anrücken, eine Gegenrevolution zu bewirken, und den König wollen sie —

Anne. — Muth und Herz geben?

Margrethe. Gott bewahre! entführen wollen sie ihn.

Anne. Wenn er's zugibt.

Ein Fremder. Wohlgesprochen!

Anne. Nicht wahr?

Fremder. Ja wohl!

Anne. Das denke ich auch.

Fremder. Und ich, auch. — Euer König, ist ein allerliebster Mann —

Anne. Bei Gott! das ist er!

Fremder. Aber, zum König ist er zwar — geboren, aber nicht geschaffen.

Ein Exfranziskaner. (seufzend) Wohl wahr!

Fremder. Er würde ein vortrefflicher Privatmann seyn, wenn er nicht König wär und seyn müßte. — Da hat euch der Zufall wieder einen sonderbaren Streich gespielt.

Franziskaner. Alle Menschen hängen vom Zufall ab, aber gewiß, unter allen Menschen, keine Nation mehr, als die Franzosen.

Fremder. Gewiß!

Franziskaner. (vertraut) Bestimmtheit fehlt unserer Nation. — Und, hat sie Bestimmtheit, oder, glaubt sie vielleicht welche zu haben, so kennt sie abermals nichts, als Extreme. — Das hat unser Unglück von jeher gemacht, das macht es, und wird es ewig machen. — Ich ahnde schreckliche Epochen! — Ich fürchte nicht so wohl die äußern, als vielmehr die innern Feinde Frankreichs. Als Uneinigkeit einriß, gingen Rom und Karthago, gingen Sparta und Athen zu Grunde. — Lesen Sie nur die Journale eines M. und N. und erblicken Sie die Republik Frankreich in der Entfernung.

Fremder. Frankreich, ein so großes, zusammengesetztes Reich, eine Republik? — Wer kann sich das träumen lassen?

Fran-

Franziskaner. Es wird, glaube ich, bald ein ziemlich allgemeiner Lieblingstraum werden.

Anne. Was halten Sie von den Gerüchten, welche den Prinz C. an die Spitze einer Armee stellen, in Frankreich einzubrechen?

Fremder. Wenig. — Ohne Unterstützung etlicher auswärtigen Mächte kann der Prinz, wenn er auch wollte, nichts enden. Und auch dann wär die Gewißheit der Erfüllung seines Wunsches nicht gesichert; wenn nämlich, versteht sich, ganz Frankreich für Einen Mann steht. Er wird mehr Schwierigkeiten finden als er glaubt.

Margrethe. Wohlgesprochen! — Der Herr sollten sich nationalisiren lassen. Wie lange sind Sie schon hier in Paris?

Fremder. Drei Monate, und morgen gedenke ich abzureisen. Ich fürchte eine Krisis, die ich hier nicht erleben mag.

Margrethe. Doch keine Gegenrevolution?

Fremder. Das wär wohl noch zu frühe.

Ein Bürger. (kömmt) Sehen Sie! dort geht der große M. in die Nationalversammlung.

Fremder. Ich muß ihn noch einmal sprechen hören.

Der Bürger. Ach Herr! er spricht entzückend schön und kraftvoll. Er ist ein großer Kopf, ein allgewaltiger Redner.

Anne. Er ist ein Volksfreund! — Er soll leben!

LXVII.

Den 10. März.

Wohnung des Marquis Gr.

Zimmer.

Julie. Wie ich Ihnen sage!

August. Sie scherzen.

Julie. Ohne Scherz. — Ich bin eifersüchtig. Läugnen Sie nicht: Röschen ist Ihnen nicht gleichgültig; mit der Kabinetsräthin *) stehen Sie auch noch in Verbindung, — und ich soll ruhig seyn?

August. Das können Sie. — Sehr lange habe ich die Kabinetsräthin nicht einmal gesehen, geschweige denn gesprochen. Bloß gestern wollte es der Zufall — der bloße Zufall, wie Sie selbst sahen, — daß wir uns in der Oper trafen. Aber, ich fordere Sie auf, mein Betragen fehlerhaft zu finden.

Julie. Die Blicke der Dame sagten sehr viel, mein Freund! und sagten alles, was sie sagten, gegen Sie.

August.

*) Verglichen: Sz. LXI. N. Sz. 2. Th. S. 162. f. f. Sz. LXIII. S. 168. f. f.

August. Und die meinigen, sagten gar nichts.

Julie. Weil ich zugegen war, sonst — Ach! ihr versteht euch. Davon überzeugte mich das Betragen der zärtlichen Dame.

August. Sie bringen die Schadenfreude nicht in Anschlag, welche den Damen — soll ich sagen: ganz eigen ist? Ihr Verdruß wurde merklich, und je merklicher er wurde, desto mehr suchte Franziska ihren Triumph zu vergrößern. Sie sahen, daß ich nicht neutral blieb, sondern daß ich mich zu Ihrer Partie schlug. Ohne Aerger schied Franziska gewiß nicht von uns. — Ich bin unschuldig. — Und, was Röschen betrifft, so ist Ihr Argwohn noch weniger gegründet. —

Der Marquis. (kömmt) Verzeihen Sie! — Ich störe doch nicht? — Ich komme, Ihnen zu sagen, daß die Lage der Sachen meine Anwesenheit bei dem Prinzen C. erfordert, und daß ich eine schleunige Reise nach Deutschland machen werde.

Julie. Ich bedauere Sie! — Wie wird es Ihnen in jener kleinen Barbarei gehen!

Marquis. Man ist nicht immer Herr seiner Handlungen. Wie es mir auch ergehen mag! ich muß dennoch dahin. — Und Sie, mein Freund! werden mir doch wohl folgen, wenn ich Ihnen

schreibe,

schreibe, daß mir Ihre Gegenwart angenehm und nützlich seyn wird?

August. Mit Vergnügen, mein Wohlthäter!

Marquis. Darf ich diesen Abend bei Ihnen speisen, Madame?

Julie. Es würde mir ein großes Vergnügen seyn; aber — ich bin leider schon bei die Baronin Fr. versprochen.

Marquis. So sprechen wir uns also vor der Abreise nicht wieder, denn ich reise morgen mit Tagesanbruch ab.

Julie. So reisen Sie glücklich!

Marquis. Ich empfehle Ihnen nochmals mein Röschen.

Julie. Sie ist mir empfohlen.

Marquis. Leben Sie wohl! — Ich werde zuweilen an die Duchesse B. schreiben. Meine Briefe werden Einlagen seyn —

Julie. — deren Abgabe ich auf das gewissenhafteste besorgen werde. Seyn Sie also unbekümmert, und reisen Sie ruhig an den Ort Ihrer Bestimmung. — (lachend) Nur nehmen Sie Ihr Herz in acht, denn die Deutschen Schönen sollen ganz erschrecklich schön und reizend seyn.

LXVIII.

den 12. März.

Champs Elisées.

Franziska. Ich finde Ihr Betragen nicht allein sonderbar, sondern sogar — ein wenig stark ungezogen. Beleidigen können Sie mich, aber wenn Sie solche Beleidigungen wieder gut machen sollen, so —

August. Wenn Sie wüßten, wie sehr Ihre Beschuldigungen mir an's Herz greifen!

Franziska. Sehen Sie! Sie bringen mich dahin, daß ich so indiskret seyn muß, Ihnen zu sagen, daß ich das nicht glauben kann. — Sie sind ein ganz gewöhnlicher Mensch. Ganz und durchaus gewöhnlich, bis auf ihre ungewöhnlichen Entschuldigungen.

August. So, wie Sie mich sehen, oder zu sehen glauben, stehe ich in einem durchaus falschen Lichte.

Franziska. Ist das wirklich der Fall, so ist es Ihre eigene Schuld. Verändern Sie Ihren Standpunkt.

August. Jetzt wenigstens nicht, (galant) denn ich würde dadurch eine der schönsten Aussichten verlieren, die ich in meinem Leben hatte.

Fran-

Franziska. (will die Beziehung nicht merken.) Es ist wahr! die Gegend ist schön.

August. Sie ist ein wahres Tempe, und wird von einer Göttin besucht.

Franziska. Und Sie fürchten Aktäons Schicksal nicht?

August. Was ich fürchten müßte, kann ich nicht hoffen.

Franziska. Sie sprechen in Sentenzen, wie die sieben Weisen Griechenlands. — Wahrhaftig! wenn die schöne Julie und das artige Röschen noch hier wären, wir könnten diesen Platz einen zweyten Ida nennen, Sie würden unser Paris seyn. — O weh! dort kömmt der Abbé L. — Geben Sie mir hurtig Ihren Arm, sonst hängt er sich an. Er ist eine wahre Klette.

August. (mit Bezug, indem er ihr seinen Arm gibt) Sie kennen ihn also schon?

Franziska. Besser, als er mich kennt.

Abbé. Meine schöne Frau! ich nahe mich Ihnen mit Entzücken. — Ist Ihre Partie schon gemacht?

Franziska. Wie Sie sehen.

Abbé. Ach! sie ist zu einfach. — Ich erwarte hier die Frau Präsidentin. *) Ihr Cicisbeo, der

*) S. Sz. LVIII. N. Sz. 2 Th. S. 133. f. f.

Chevalier und seine Nichte, werden bey ihr seyn. Wir sechs also könnten eine artige Partie zusammen machen, wenn es Ihnen gefällig ist.

Franziska. Ich habe nichts dagegen. — Abends könnten wir bei mir zusammen seyn, wenn nemlich Sie (zu August) keine Abhaltung haben.

August. (verlegen) Ich wüßte eben nicht — was mich hindern könnte —

Abbé. Eh bien! So können wir einen sehr vergnügten Tag haben.

August. (erblickt einen Wagen) Ach! das ist — (erschrocken) Ja, sie ist es?

Franziska. Wer? was ist es?

August. (äusserst verlegen) Die Equipage der Marquise Gr.

Franziska. (lachend) Das ist ein toller Streich des Ungefährs! (mit Prätension) Ich kann Sie aber demungeachtet nicht von meiner Seite lassen. Gönnen Sie mir auch einmal einen kleinen Triumph, da Sie der Marquise deren schon so viele, auch auf meine Rechnung, gegönnt haben.

(der Wagen kömmt näher)

August. (vor sich) Ich bin in einer fatalen Lage!

Franziska. Sie werden bemerkt. — Sehen Sie wohl?

August. O! ich sehe alles.

Fran-

Franziska. Was sie sonst so gern sehen, und dennoch mehr, als Sie jetzt sehen möchten. Nicht?

(Der Wagen ist ganz nahe. — Die Marquise sieht heraus. — Man grüßt sich. — Der Wagen rollt fort)

Abbé. Beim Teufel! die Marquise ist ein allerliebstes Weibchen.

Franziska. (mit Bezug) Das wissen und erkennen mehrere Leute, als Sie, Herr Abbé.

Abbé. Sehr glaublich! — Ah! die Präsidentin! unsere Partie! —

Franziska. Der heutige Tag soll brillant von uns zugebracht werden! — Wir wollen uns ganz der Freude weihen. Nicht wahr, mein schöner Schäfer?

LXIX.

den 14. März.

Wohnung des Marquis Gr.

Gallerie.

August. (geht auf und ab, und bleibt endlich gedankenvoll vor einem Gemälde der gnidischen Venus stehen) Vortrefflich!

Julie. (nähert sich ihm unbemerkt und langsam) Suchen Sie Aehnlichkeiten?

August. (erschrickt, dreht sich herum, sucht sich zu fassen, und ergreift Juliens Hand. Indem er sie küßt) Sie sind schon gefunden.

Julie. Wirklich? — „Braune Augen die vortrefflich in's Schwarze spielen; ein voller Busen;" *) und — eine große Charakter Gleichheit. Nicht wahr? —

August. Ich schäme mich, Ihre Frage zu beantworten.

Julie. Sie schämen sich? — Sie? — Ach nein! Sie können sich nicht schämen, sonst — wär es schon längst geschehen.

August. Es ist auch geschehen.

Julie. Das ist sehr viel!

August.

*) Vergl. mit Augusts Aeusserung über Franziskens Reize, S. 164. d. N. Sz. 2 Th. u. Sz. LXVI. dieses 3. Thls.

August. Nein! es ist nicht viel, es ist sehr wenig. Das fühle ich lebhaft. Aber die Ausführung meines Entschlusses soll Ihnen Beweise geben, daß —

Julie. — Daß Sie sich wirklich schämen können? — Sie thun dann nichts, als Ihre Schuldigkeit. — O August! Sie haben mich sehr gekränkt! Sie haben gar nicht edel gehandelt!

August. Ich verdiene die bittersten Vorwürfe, welche sie mir machen können. Ich verdiene jede Züchtigung die Sie mir auferlegen mögen. Aber — ich verdiene auch Ihre Verzeihung.

Julie. Nein! diese verdienen Sie nicht. — Ihre Freundin werde ich bleiben, aber Ihre —

August. O! halten Sie ein! sprechen Sie dieses schreckliche Wort nicht aus. Eine aufrichtige Reue und Buße soll mich Ihrer Liebe wieder würdig machen. — Meine Unbesonnenheit darf meinem Herzen nicht zugerechnet werden. Hinreißen konnte ich mich lassen, aber ich werde nimmermehr mich diesem Taumel so sehr ergeben, daß ich nie wieder zu mir kommen könnte. Fürchten Sie nichts für mein Herz, aber fürchten Sie alles für mich selbst, wenn Sie mir nicht vergeben können. — Wenn Sie mein Herz in jenem Augenblicke ge-

sehen hätten als Ihr Wagen bey mir vorüber rollte, als mich ein Arm fest hielt. —

Julie. — der so rund und weich war!

August. Auch Spott? — Ach! ich verdiene alles, nur die Beraubung Ihrer Liebe nicht. — Ich will nicht eher wieder vor Ihren Augen erscheinen, bis ich Ihnen den Beweis eines Ihnen gebrachten Opfers geben kann, der mich gewiß Ihrer Verzeihung werth machen wird.

Julie. (ernsthaft) Wollen Sie eine neue Unbesonnenheit begehen, um eine alte zu vertilgen?

August. Gift gegen Gift!

Julie. Ich verlange keine Opfer, keine Beweise. — Ihr zukünftiges Betragen wird den Grad unserer fernern Bekanntschaft entscheiden.

August. Das soll es! und gewiß zu meinem Vortheil.

Julie. Wir werden sehen. — Ein Blick aus den schwärzlichen Augen Ihrer hochbusichten Donna, und das schöne Gebäude Ihres Entschlusses liegt in Trümmern.

August. Dann gebe ich selbst Ihnen Erlaubniß, Mißtrauen in die Güte meines Herzens zu setzen. —

Ein Bedienter. (kömmt) Ein Brief von der Frau Kabinetsräthin. —

August.

August. (steckt den Brief zu sich) Gut!

Der Bediente. Ihr Diener wartet auf Antwort.

August. Nachmittag werde ich antworten. Jetzt — habe ich keine Zeit dazu.

(Der Bediente geht fort)

Julie. (heftet ihre Augen auf ein Gemälde)

August. (steht gedankenvoll neben ihr) Ja! — (schnell und entschlossen) Ja! —

Julie. (dreht sich rasch zu ihm) Was haben Sie vor?

August. (will den Brief zerreißen) Ich will —

Julie. (nimmt ihn den Brief) Nein! — (reißt ihn hastig auf) Ich will ihn erst lesen. Ich muß ihn lesen. Dann — können Sie ihn zerreißen oder verbrennen. — (liest) „Lieber August!" — O! man hat den lieben August sehr lieb! — „Seit „der Zaubernacht von vorgestern, Dich nicht wie„der gesehen? Wo steckst Du? — Singst Du „Bußpsalmen bei der niedlichen Inklination im „Hause, oder jagst Du zur Pönitenz die Fliegen „von dem Schwanennacken der sauersüßen Exmar„quise? Ich kann mir auf alle Fälle weiter nichts „denken, als daß Du nicht klug bist. Wollte der „Himmel ich hätte Dich von Sinnen gebracht, da„mit ich Dir sie wieder geben könnte, denn Du bist

„traun!

„traun! ein sehr sentimentalischer Epikuräer. — „Ich befehle Dir ein Gedicht auf ein paar Dutzend „Küsse von mir zu machen, die ich Dir geben wer„de, da ich Dich heute bey mir sehen muß. Ich „bin aber so diskret, Dir die Bestimmung der „Zeit Deiner Erscheinung selbst zu überlassen. — „Leb wohl, mein süßer platonischer Wollüstling, „und eile bald in die Arme Deiner Franziska."

August. Kann Julie glauben, daß ich ein Weib, die so an mich schreibt, wirklich lieben kann? — Wär es das, so fänd ich ja im Palais Royal meine Leidenschaften eben so gut und wohlfeil befriedigt, als bei einer Franziska.

Julie. Nein! gewiß lieber August! ein solches Weib kannst Du nicht wirklich lieben. — Sieh — ich — Ich vergebe Dir alles, denn unsere Liebe hast Du nicht beleidiget, wohl aber Deine eigene Delikatesse, laß Dir von dieser Dein Vergehen verzeihen, — ich verzeihe Dir dasselbe herzlich gern.

August. (umschlingt und küßt sie) O meine Julie!

Julie. August! —

August. Ich bin nicht werth von Dir geliebt zu werden. — Ich schäme mich vor mir selbst, vor meinem Schatten, vor Dir, vor allen guten Menschen.

Julie.

Julie. Deine aufrichtige Reue versöhnt mich mit Dir, versöhnt unsere Liebe, und macht mich und Dich glücklich. — Nur keinen neuen Rückfall.

August. Gewiß nicht!

Julie. Und wenn Du mir ja einmal ungetreu werden willst, so sey es nur wegen keiner Franziska.

August. O denke den Gedanken nicht! — Laß mich mein beschämtes Gesicht an Dein liebevolles Herz verbergen.

Julie. Wie glücklich können wir seyn, wenn Du Deiner Vernunft und Deinem Herzen folgen willst?

August. Das will ich! das will ich! —

LXX.

Den 18. März.

Palais Royal.

Unter den Bäumen *).

Ein gutgekleideter Mann. (hat ein Blatt eines Journals in der Hand) Erlauben Sie, meine Herrn und Damen! die Sie noch nichts davon wissen, daß ich Ihnen aus diesem Journale ein Fragment der Rede vorlese, welche der sehr edle Herr Honore Riquetti Mirabeau vorgestern in der Nationalversammlung gehalten hat, als von der Erbfolge und dem Rechte testiren zu können, die Rede war.

(Man drängt sich in einem Kreise um ihn herum)

Eine Frau. Lassen Sie hören!

Ein Bürger. Ja! lassen Sie hören! der edle Herr kann gar nichts sagen, das nicht gut und schön wär.

Ein Zweiter. Ei ja wohl!

Ein Dritter. Das hat seine gute Richtigkeit. — Ich habe schon von der Rede gehört. Sie soll ganz vortrefflich seyn.

Der

*) Unter den sogenannten Indianischen Kastanienbäumen. S. die Anmerk. S. 157. N. Sz. 1. Th.

Der Erste. Lesen Sie, mein Herr!

Der Dritte. St! st! — Still! —

Der Mann. So sprach denn unter andern der edle Herr: (liest) „Kein Hausvater muß künftig ein Testament machen, und das Gesetz, welches die Testamente abschaffen wird, wird der Triumph der dekretirten Freiheit und Gleichheit seyn."

Ein Bürger. Scharmant gesagt! — Der Triumph der dekretirten Freiheit und Gleichheit. Ganz allerliebst! so wahr ich lebe! — Nun, weiter!

Der Mann. (liest) „Wenn ich als der ältere meiner Brüder mehr Recht als sie zu der Nachlassenschaft unserer gemeinschaftlichen Urheber haben soll, wenn ich das Vorrecht habe, alles zu nehmen, und ihnen nichts als einen kleinen Pflichttheil zu lassen, so ist das die völlige Ungleichheit."

Ein Bürger. Ja, ja! da hat der gute Herr ganz recht! — die völlige Ungleichheit!

Ein Anderer. Die pure, reine Ungleichheit!

Mehrere zusammen. Ungleichheit!

Ein Bürger. Exzellent gesagt!

Der Mann. (liest weiter) „Auf der einen Seite, großer Reichthum, auf der andern, große Armuth."

Erster Bürger. 's ist ganz natürlich!

Zwei-

Zweiter Bürger. 's läßt sich mit Händen greifen, wie ein Taschenmesser.

Dritter Bürger. Das muß wahr seyn! ein jedes seiner Worte ist Goldes werth.

Ein Anderer. Gebt's ihm; er brauchts!

Dritter Bürger. Narrenpossen! wozu braucht er Gold? Er besitzt die Liebe seiner Mitbürger, und das ist mehr als Gold.

Der andere. Man speißt aber nicht davon.

Dritter Bürger. Still da und nicht raisonnirt!

Der Mann. (liest weiter) „Man sey aber älterer oder jüngerer Sohn in einer Familie, so bleibt man doch immer der Sohn des nämlichen Vaters und der nämlichen Mutter."

Dritter Bürger. Ganz richtig judizirt!

Zweiter Bürger. Der Mann hat Esprit.

Dritter Bürger. Ei den Teufel! viel, sehr viel Esprit hat er.

Der Mann. (liest fort) „Eine bemerkenswerthe Eigenheit der Natur ist es auch, daß die vom Gesetze benachtheiligten jüngern Kinder den Eltern fast stets mehrere Zärtlichkeit, mehrere Theilnahme, und selbst ein gewisses Gefühl des Vorzugs vor den ältern einflößen."

Eine

Eine Frau. Ei ja wohl! — Ich denke aber immer, das kömmt daher, weil die jüngern Kinder immer mehr Hülfe und Beystand brauchen, als die ältern. Ich weiß nun nicht, wie weit die Natur in solchen Sachen geht, aber das weiß ich, daß man in den jüngern Kindern beständig die ältern mitliebt, so wie man in dem Manne immer noch bei gewissen Vorfällen den Bräutigam liebt, und so wie jede angenehme Nacht immer noch eine Hochzeitnacht ist.

Der Mann. (liest weiter) „Die Eltern haben für das ältere und jüngere Kind gleiche Sorge und Pflege, aber eine willkürliche Empfindung läßt sie auf das jüngere Kind rührendere und zuneigungsvollere Blicke werfen, und das Gesetz sollte ihnen befehlen den ältern Sohn im Augenblicke ihres Todes glücklich zu machen, während daß Benjamin im Elend bleiben soll!"

Erster Bürger. Ganz vortrefflich gesagt! — Auch die Bibel kennt der edle Herr, und weiß, daß Benjamin Jakobs jüngster Sohn war. s' ist doch wahrhaftig viel! — Große Belesenheit! schöne Gedanken!

Der Mann. (liest fort) „Ach, meine Herren!"

Erster Bürger. Das „Ach!" ist allerliebst angebracht.

Zweiter Bürger. Ja wohl! ein schönes: Ach!

Plaisant. (sieht nach Alexandrinens Fenster *) Dort sind die Achs! noch süßer und schöner zu hören. Die Hexe hat drauf studirt, und könnte eine Abhandlung über das Wörtchen Ach! schreiben. — Ihren Liebhabern lehrt sie das Ach! auch ausrufen, aber auf ganz andere Manier.

Der Mann. (liest weiter) „Sie sind Väter. Nein! sie werden nie ein Testament unterzeichnen. Dadurch würden Sie der Politik der alten Vorurtheile über die väterliche Zärtlichkeit, und über die Heiligkeit der Natur den Vorzug geben" **).

Erster Bürger. 's ist entschieden! der edle Herr hat Recht.

Ein Kerl. (kömmt gelaufen) Ein Aristokrat wird gehängt. Er ist von der Armee des Prinzen C.

Alle. (laufen fort) Das müssen wir sehen!

Der

*) Diese allbeliebte Schöne voll Esprit du jour lernten die Leser schon nach der Piece: Le serment civique etc. aus der VII. Sz. S. 35. und aus der XXVI. Sz. S. 157 — 161. r. Th. N. Sz. kennen.

**) Wohl zu merken, der Redner war enterbt worden. — Troz all dem aber, was er hier sagt, machte er selbst bei seinem Tode ein sehr ungleiches Testament. S. Anekd. und Karakterzüge a. d. Leben des Grafen Mirabeau. Leipz. 1791. III. Heft. S. 60. f. f.

Der Mann. Nun laufen sie fort, da ich eben im Begriff bin, etwas Selbstgedachtes über diese Rede zu sagen.

Plaisant. Ja, mein Freund! es wird ein Aristokrat gehängt.

Der Mann. Hole der Teufel die Aristokraten! (geht unwillig fort)

Plaisant. (gegen Alexandrinens Fenster) So wird mich wohl der Teufel dort oben holen, der schon so viele meiner Louis geholt hat.

Alexandrine (öffnet das Fenster) Mein lieber Karl! so eben geht der Chevalier von mir fort.

Plaisant. Das heißt: nun darf ich meine Aufwartung machen?

Alexandrine. Nach Belieben. — Es wird mir aber noch dazu sehr angenehm seyn.

Chevalier N.*) (kömmt aus dem Hause) Aha! — Sie sind im Begriff —

Plaisant. Meine Freundin Alexandrine zu besuchen.

Chevalier. Eh bien! — (sieht zu ihr hinauf) Nachtigall! sing dein Lied **).

Alexandrine. Speisen die Herrn diesen Abend bei mir und meiner Freundin Rosa?

*) S. VII. Sz. N. Sz. 1. Th. S. 34. f. f.

**) Ebendas. S. 35.

Plaisant. Mit Vergnügen.

Chevalier. Ich werde nicht fehlen. — A revoir! Viel Vergnügen! (geht fort)

Alexandrine. Nun Karl! warum siehst Du dem Chevalier so bedenklich nach? Hast Du noch keinen Narren gesehen? — Komm herauf, ich will Dir einen in den Armen einer artigen Närrin zeigen, die mir auf's Haar gleicht.

Plaisant. Aha! so werde ich wohl der Narr seyn?

Alexandrine. Versteht sich. — Warum wolltest Du auch keiner seyn, wenn Du zu einer Närrin gehst?

Plaisant. Ich komme! (geht in das Haus)

Alexandrine. (singt)

Au public, des l'enfançe,
L'Amour, ce dieu charmant,
Consacre dans la France,
Tous nos petits talens.

LXXI.

den 22 März.

Place Maubert.

Wohnung des Präsidenten *).

Zimmer der Präsidentin.

(Die Präsidentin spielt mit dem Pater Blasius Piket.)

(Der Präsident und der Kabinetsrath spielen Schach.)

(Servirende Bedienten stehn im Zimmer.)

Chevalier. **) (beinahe athemlos hereinstürzend.) So wahr ich lebe! der König soll — (wird die Bedienten gewahr, und ändert den Ton.) wird — wollte ich sagen —

Präsidentin. (fällt hurtig ein.) Nach St. Kloud gehen? wollten Sie vermuthlich sagen? — das wissen wir schon, lieber Freund. Aber vor Ostern geschieht's auch nicht.

*) S. 133. f. f. Sz. LVIII. N. Sz. 2 Th.

**) Der aus Sz LVIII. u. LXIII. bekannte geistreiche und behülfliche Exdominikaner.

***) Eben der, welcher Sz. XXXII. LVI. u. LVIII. seine Rollen spielte.

Chevalier. So! (gefaßt.) Ich wußte nicht — (hinter den Präsidenten tretend.) Kabinetsrath! Ihr Spiel steht schlecht.

Kabinetsrath. Wie überhaupt mehrentheils alle meine Spiele immer zu stehen pflegen. — Wissen Sie schon, daß mich die Majorin *) abandonirt hat?

Chevalier. Ist's möglich?

Kabinetsrath. Schon seit gestern. Ich bin noch immer ohne Engagement, und habe indessen — Gott verzeih mir's! — in der Angst und in der Noth sogar meiner Frau die Kour gemacht.

Chevalier. Das ist artig!

Kabinetsrath. Noth lernt beten. — Inzwischen muß ich doch dazu thun, mich wieder zu placiren, denn meine Frau möchte verdrüßlich werden, oder gar glauben, es fehle mir an Resourcen eines Attachements, wenn das ärgerliche Wesen lange so fortdauren sollte. Und ich möchte kein's von beiden von mir glauben lassen. Auch könnte meine Frau bei der Dauer meines deplorablen Zustandes leicht Prätensionen machen, die mir vielleicht ungelegen wären.

Cheva-

*) S. Sz. LXIII. S. 171. N. Sz. 2 Th.

Chevalier. Leicht möglich! — Sie hatten ja einmal Bekanntschaft mit der Kanzlerin M. Nicht?

Kabinetsrath. Alles abgethan. —

Chevalier. Hm! — Sie müßten versuchen. —

Präsident. (zieht) Schach dem König!

Kabinetsrath. Schlimm! — Sehr schlimm! —

Chevalier. Der arme König! —

(Auf einen Wink der Präsidentin entfernen sich die servirenden Bedienten.)

Kabinetsrath. Ich kann mich nicht retten. — Das Spiel geht verloren.

Präsidentin. Was wollten Sie sagen, Chevalier?

Chevalier. Man will, — so sagt kein unbedeutendes Gerücht, — die Königliche Familie zur Flucht bereden. — Der Marquis Gr. ist zu den Prinzen gegangen. — In seinem Hause hier ist eine gewisse Art von Kanzlei errichtet worden. Der Sieur August, der Cicisbeo der Marquise, ist sehr thätig in dieser Angelegenheit, sagt man.

Pater. Dies Gerücht schleicht schon längst herum, — aber ich zweifle, daß es gegründet ist.

Präsidentin. Leere Schrecken! — Es wird eben so ächt seyn, wie des Prinzen C. Plan zur Gegenrevolution. — Inzwischen müßte man versuchen, den Sieur August auszuforschen.

Chevalier. Er ist fein!

Präsidentin. Nichts weniger! Ich habe gefunden, daß er sehr treuherzig, ehrlich und einfältig ist. — Es kömmt auf eine Probe an.

Kabinetsrath. Was thun Sie? — Ich nehme ihren Springer.

Präsident. Wird dennoch nichts helfen. — (zieht) Sehen Sie? — Schach dem König! — Sie können sich nicht retten.

Chevalier. (zur Präsidentin.) Soll ich die Bekanntschaft des Sieur August machen?

Präsidentin. Das kann nicht schaden.

Chevalier. Ich hoffe, es soll seinen guten Nutzen haben.

Kabinetsrath. Ich bin in der Enge!

Präsident. Geben Sie das Spiel noch nicht verloren?

Kabinetsrath. Doch. — Ich muß wohl. — (steht auf.) Wir sprechen uns doch diesen Abend in der Oper?

Präsidentin. Zuverläßig!

LXXII.

den 26. März.

Wohnung des Marquis Gr.

Augusts Zimmer.

Luise (kömmt mit Schokolade.) Ich bringe Ihnen die verlangte Schokolade selbst.

August. Sehr verbunden! — Sie wird mir noch einmal so gut schmecken.

Luise. Wenn das nur Ihren Geschmack nicht kompromittirt.

August. So wenig, daß ich diese Tasse auf Dein Wohlergehen leeren will.

Luise. Ich danke! — Wenigstens, habe ich, indem ich Ihnen die Schokolade brachte, nur die gute Absicht gehabt, ein trauriges Tete a Tete zu verhüten, oder, ein freudigeres einzuleiten.

August. Wie das? — Deutlicher!

Luise. Nun dann, so vernehmen Sie, daß Ihnen jemand die Schokolade heraufbringen wollte, der Ihnen gar herzlich gut ist.

August. Mir? —

Luise. Man hat mich zur Konfidentin gemacht, und ich — werde das Vertrauen einer artigen Freundin nicht mißbrauchen. — Um das liebe

Kind nicht zu kompromittiren und in Verlegenheit zu setzen, trug ich die Schokolade selbst herauf. Denn Gott weiß! welche sonderbare Szene sich hier ereignet hätte, wenn die schöne Schäferin ihren Vorsatz ausgeführt hätte. Vielleicht hätten Sie von der Schokolade keinen Tropfen in den Mund bekommen, sie läg vielleicht im Zimmer, das Zittern ihrer Hände — die Bestürzung des guten Kindes —

August. Wozu aber all das?

Luise. Sie sind sehr ungeduldig! — Piano mein Herr!

August. Du willst dich, wie ich merke, auf meine Unkosten lustig machen. Das gebe ich nicht zu. Ich muß dich für deine Verwegenheit (küßt sie.) bestrafen.

Luise. Was thun Sie? — Wenn das eine gewisse Sie, und noch eine gewisse Sie, und abermals eine gewisse Sie, gesehen hätte, so würden wir beide einen sehr harten Stand bekommen haben. — Doch, zur Sache! — denn wenn die Marquise aus der Oper zurückkömmt, so ist's um unsere Konversation geschehen. — Also ein Mädchen ist Ihnen herzlich gut. —

August. Bist du das Mädchen selbst?

Luise.

Luise. Ei! ich bin Ihnen gewiß auch recht gut. Aber ich darf ja nicht. Wissen Sie denn nicht —

August. (küßt sie.) Ich weiß nichts, als daß die Marquise in der Oper ist, und daß wir jetzt —

Luise. (zeigt auf das Kabinet und lacht.) Wissen Sie noch — ?

August. Jetzt sind wir sicher.

Luise. Das artige Kabinet!

August. (reißt die Kabinetsthüren auf.) Ich will dir —

(Es wird geklopft.)

Luise. Man klopft!

August. Verdammt!

(Sie fahren aus einander.)

Röschen. (tritt ein.) Sie verzeihen —

Luise. Ich athme wieder!

August. Sehr angenehm —

Röschen. Ich suchte Luisen —

Luise. Sie ist gefunden, schönes Röschen.

Röschen. Die Wäscherin —

Luise. Kömmt zu einer sonderbaren Zeit. (zu Röschen heimlich.) Ich bin noch nicht zum Endzweck gekommen.

Röschen. (heimlich.) Das ist doch fatal!

Luise.

Luise. (heimlich.) Sie waren zu voreilig. Ich will's ihm mit zwey Worten heimlich sagen. Dann springen wir davon.

(Röschen läuft sogleich fort.)

August. Was ist das?

Luise. (lachend.) Eine schüchterne Liebeserklärung. Das Gänschen liebt Sie. (vertraut.) In einigen Minuten bin ich wieder hier. Ich muß die zärtliche Phillis nur erst beruhigen. — Was ist das? das ist der Wagen der Marquise! Sie hat die Oper gewiß nicht ausgewartet. — O! wie dank' ich jetzt Röschen für ihre ungewünschte Erscheinung. (Wirft ihm einen Kuß zu.) Adieu! schöner Freund! — Ich beweine verlorne Seligkeiten, bis auf bessere Gelegenheit.

(eilt fort.)

August. Und ich, habe kein Glück auf diesem Zimmer! — (nimmt Papiere.) Und das artige Röschen? — Hm! — Geschwind in unsere sogenannte Kanzley, daß mich die Marquise in Geschäften antrift. — Was eine Flucht vor Mühe und Arbeit macht. Und endlich — kömmt doch wohl die Flucht an uns, und nicht an den rechten Mann!

LXXIII.

LXXIII.

Den 1. Aprill.

Auf der Straße

(Ein Trupp versammelte Weiber und Männer von allerlei Stande und Gattung.)

Ein Seiler. Ich sage euch, er ist sehr, er ist gefährlich krank.

Ein Schuhmacher. So wahr Gott lebt! wenn er wieder aufkommen und gesund werden sollte, ich wollte ihm alle seine Schuhe unentgeldlich liefern.

Der Seiler. Sehr löblich! — Jeder muß das Seinige thun, wenn von dem allgemeinen Besten des Staats die Rede ist, und dieser edle Herr, ist das bessere allgemeine Beste unsers Staates. — Wenn er wieder gesund würde, ich wollte ihm gern ein Präsentchen machen, aber ich weiß nur nicht, was er von meiner Profession brauchen könnte.

Ein junger Mensch. Einen Strick!

Seiler. Ei du Kanaille! der große, edle Herr, einen Strick? — (schlägt ihn nieder)

Das Volk. (schlägt auf ihn los) Schlagt ihn tod, den aristokratischen Hund!

(Sie schlagen ihn tod und reissen seinen Körper in Stücken)

Eine

Eine Poissarde. Ein Opfer für unsern Vater!

Das Volk. Für den Vater des Vaterlandes!

Der Seiler. Will der Pursch da auf Unkosten meines guten Herzens und meiner Profession ein Bonmot anbringen! — Nun vergeht ihm der Spaß. — Selbst mag er den Strick zwiefach verdient haben. Wenn das ehrwürdige Volk der freien Franzosen spricht, muß ein solcher einfältiger Naseweis das Maul halten.

Der Schuhmacher. Still! da kömmt der Arzt aus M – s Hause.

Der Seiler. Fragt ihn: ob wir Hoffnung haben können? Er ist des ehrlichen Mannes Freund, und wird uns die Wahrheit sagen.

(Sie drängen sich um den Arzt herum.)

Eine Poissarde. Wie steht es mit unserm geliebten kranken Vater?

Der Arzt (zuckt die Achseln.) Nicht zum besten, lieben Freunde.

Der Seiler. Keine Hoffnung?

Der Schuhmacher. Keine Hoffnung zur Wiedergenesung?

Der Arzt. Wenig. —

Das Volk. Thun Sie Ihr Möglichstes.

Der Arzt. Das werde ich thun. — Der Kranke ist mein Freund. (geht fort.)

Das Volk. O! unser Vater!

Der Seiler. Sterben soll er? — Es ist entsetzlich!

Der Schuhmacher. Ich kann mir seinen Tod gar nicht als möglich denken. Denn er hat ja den völligen Triumph unserer Freiheit noch nicht erlebt, wenn er jezt stirbt.

Der Seiler. Unser Volksglück hängt an einem Bindfaden, wenn der Mann stirbt.

Der Schuhmacher. Ja, ja! An einem ungewichsten Drathe hängt unser Glück, wenn er stirbt.

(Ein Bedienter kömmt aus M — s Hause.)

Der Seiler. Still! still! wir erhalten vielleicht eine gute Nachricht.

Der Bediente. Ach! meine Herren! —

Der Seiler. Nun? — Was gibt's? — Was hat er uns zu sagen?

Der Bediente. Meinem Herrn ist gesagt worden, daß Sie so angelegentlich Theil an seiner Krankheit nehmen. Er ist, troz seinen Leiden! darüber gar sehr entzückt.

Das Volk. O! der gute Mann!

Der Seiler. Ach! der liebe Herr!

Der

Der Bediente. Und, wissen Sie, was er deshalb so eben sagte?

Der Seiler. Nun? —

Der Schuhmacher. Das müssen wir hören.

Der Bediente. Er sagte —

Ein Friseur. Weiß er auch, daß man während seiner Krankheit so sehr besorgt um sein Leben war, so sehr besorgt, etwas von seiner Besserung zu erfahren, daß täglich Bullettins von seinem Befinden gedruckt werden mußten? *)

Der Bediente. Er weiß es, und es hat ihn sehr gerührt, als man es ihm sagte.

Der Seiler. Nun? und was hat er gesagt, als er unsere Besorgnisse um die Fortdauer seines Lebens vernahm?

Der Schuhmacher. Das müssen wir hören! — Was sagte er? —

Der Bediente. (im weinerlichen Tone) Er sagte: „Süß war es mir für das Volk zu leben, rühmlich wird es mir seyn, unter demselben zu sterben." — **)

Das Volk. Ach! der liebe Herr!

(Der Bediente geht weinend in das Haus zurück).

(Eine

*) S. Anekd. und Charakterz. a. d. Leb. des Gr. Mirabeau 3. Heft. S. 35.

**) Ebendas. S. 37.

(Eine tiefe Stille.)

Der Friseur. Freunde und Brüder! wenn wir diesen Mann verlieren, so haben wir ein kostbares Kleinod verloren. Aber tröstet euch! Wer weiß, warum es der Himmel so haben will. — Vielleicht hat er sich ein Rüstzeug erwählt, welches die Bahn vollenden soll, die unser edler Freund mit Ruhm und Ehre gebrochen hat.

Ein Ex Kapuziner. Die Wege des Herrn sind unerforschlich. Aber es ist alles gut und heilsam, was er thut. — Der Name des Herrn sey gelobet!

LXXIV.

Den 3. April.

In der Nationalversammlung.

Der Präsident. Meine Herren! ich habe eine sehr traurige Obliegenheit zu erfüllen. —

(Ein dumpfes Gemurmel verbreitet sich im Saale und auf den Gallerieen umher.)

(Man seufzt hier und da laut: „Ach er ist tod!“)

Der Präsident. In diesem Augenblick vernehme ich, daß Herr Mirabeau der ältere nicht mehr ist. Er ist diesen Morgen halb 9 Uhr verschieden. Den Tribut ihres Schmerzens werden Sie, meine Herren, auf seinem Grabe ablegen, wenn Sie sich des häufigen Beifalls wieder erinnern werden, den Sie seinen großen Talenten, seinen edlen Bemühungen so oft gezollt haben.

(Klagendes Gemurmel.)

(Eine kleine Pause.)

Barrere. Mirabeau ist tod! seine dem Vaterlande und dem menschlichen Geschlechte geleistete Dienste sind allbekannt. Er verdient allgemeine Trauer. Wenn es gleich sonderbar scheinen mag in dem Augenblicke da man das Grab sich öffnen sieht, von Ehrenbezeugungen zu sprechen, so kann ich

es doch nicht unterlassen, da von dem großen Manne die Rede ist.

(Gemurmel im Saale und auf den Gallerieen. „Ach! er war ein großer Mann!")

(Tiefe Stille.)

Barrere. (fährt mit gebrochener Stimme fort.) Die Nationalversammlung wird, hoffe ich, wie das ganze Volk, ihre Trauer öffentlich an den Tag legen. Eitle Ehrenbezeugungen will ich nicht für ihn fordern. Der öffentlichen Meinung der Nachwelt kömmt es zu, ihm die ehrenvolle Stelle anzuweisen, die er verdient hat. Seinen Kollegen kömmt es zu, ihr gerechtes Bedauern in einem authentischen Denkmale ihrer Arbeiten aufzubehalten. — Ich trage darauf an, daß die Versammlung dem Berichte von diesem traurigen Tage das Zeugnis des Bedauerns, welches der Verlust dieses großen Mannes ihr verursacht, einverleibe, und daß im Namen des Vaterlandes eine Einladung an die Mitglieder der Versammlung ergehe, dem Leichenbegängnisse beizuwohnen.

(Auf der rechten Seite, wo die Geistlichen sitzen, wird gebrummt. Man achtet nicht darauf, und das Brummen legt sich.)

Liankourt. Ich unterstütze den Antrag des Herrn Barrere, vermöge einer Betrachtung, die,

wie ich überzeugt bin, großen Werth haben wird. — Erinnern sie sich, daß der Erblichene den wir jezt beweinen, sich feierlich verband, als er die Tribune zum leztenmal bestieg, den Parteigeist, an welcher Seite er auch sey, feierlich zu bestreiten.

(Es wird im Saale und auf den Gallerieen geweint.)

Liankourt. Diese Verbindung, zu deren glücklichen Erfüllung seine großen Talente Mittel gaben, erwarb ihm wiederholten Beifall. Er hat einen noch größern, einen schäzbareren Anspruch auf ihr Bedauern.

(Man seufzt: „Ach ja! das hat er!")

Liankourt. Diese Verbindung ertönte in dem Herzen aller guten Bürger; sie ist die besondere Verbindung, sie ist die nothwendige Pflicht aller derer, welche geneigt sind, alles aufzuopfern, um dem öffentlichen Interesse und dem Wohl des Staats den Sieg zu verschaffen.

Desmeuniers. Ich muß ihnen melden, daß Herr Mirabeau heute, unter den heftigsten Schmerzen, seinem Freunde, dem Herrn Bischoff von Autun, eine über die Erbfolge ausgearbeitete Schrift zugestellt hat, uns dieselbe vorzulegen. Ich trage demnach darauf an: daß wir den Herrn Bischoff als Testamentvollstrecker hieher berufen, um uns diese Schrift vorzulesen.

Beau-

Beaumes. Ich zweifle nicht, daß der Herr Bischoff diese heilige Pflicht erfüllen werde, und ich glaube nicht, daß jemand hier ihm die Funktion des Testamentvollziehers des großen Mannes, den wir alle beweinen, werde verweigern können.

(Der Bischoff von Autun *) wird gerufen.)

Desmeuniers. Ich trage darauf an, daß die Nationalversammlung eine Deputation zu Mirabeaus Leichenbegängnisse abschickt.

Präsident. Also — man macht den Antrag: eine Deputation zu dem Leichenbegängnisse des Herrn Mirabeau abzuschicken?

Dubois. (schreiend.) Wir werden alle mitgehen!

Viele Deputirte. Wir wollen alle, alle mitgehen!

(Gemurmel im Saale.)

(Auf den Gallerieen wird geschrieen: „O ja! gehen Sie alle mit!“)

Mehrere Deputirte. Ja! wir wollen alle mitgehen!

Präsident. In diesem Fall, werde ich, wenn

*) „Prêtre, citoyen, gentilhomme populaire, docteur philosophe, aucun vice ne souille son ame, aucun préjugé ne degradé sa raison. Ce digne prélat unit aux lumieres d'un esprit etendu le zele du patriotisme;“ sagt der Verf. des *Alman. des Deputes*. p. 23. 24. von ihm.

wenn ich die Stunde weiß, den Befehl der Versammlung einholen.

(Das Volk applaudirt.)

Der Bischoff von Autun. (kömmt.) Ich bin bei Herrn Mirabeau gewesen, der Kummer umringte sein Sterbebette.

(Tiefe Stille.)

Der Bischoff. (bewegt.) Ueberall war der Tod, nur nicht in der Seele meines Freundes.

(Man schluchzt laut.)

Der Bischoff. Noch in jenem entscheidenden Augenblick war er Geschäftsmann. — Er erkundigte sich nach dem Gegenstande der Beschäftigung der Nationalversammlung, und übergab mir einen Aufsatz, dessen Inhalt Sie vernehmen werden. Jeder Beifall den Sie denselben schenken werden, wird Sie an das erinnern, was uns der Tod geraubt hat.

(Das Schluchzen wird allgemeiner und lauter, unten und oben.)

Der Bischoff. Der Verfasser dieser Schrift — ist nicht mehr. — Aber Sie werden sie hören — und Sie werden gleichsam — bei seinen letzten Seufzern gegenwärtig seyn.

Präsident. Gewiß, das werden wir! — Lesen Sie.

(Der Bischoff liest die Schrift ab. — Lauter Beifall.)

Das

(Das Volk applaudirt heftig unter Schluchzen und Weinen. — Viele Deputirte wischen sich Thränen aus den Augen.)

(Indessen wird dem Präsidenten gemeldet, daß die Abgeordneten der 48 Sektionen vor die Schranken gelassen zu werden verlangen.)

Präsident. Sie mögen eintreten. —

(Sie treten ein, der Sprecher an ihrer Spitze, welcher vortritt.)

Präsident. Was bringt Sie zu uns, meine Herren?

Der Sprecher. Der Unfall den ganz Frankreich beweinen muß. Der Tod des großen Mirabeau.

(Das Volk applaudirt.)

Der Sprecher. Allgemeine Trauer ehre sein Andenken. Ich trage darauf an: die Nationalversammlung bestimme eine Trauer um den Tod unsers Schutzengels.

(Das Volk applaudirt noch stärker.)

Das Volk. Bravo!

Der Sprecher. Ich trage ferner im Namen der Distrikte darauf an: daß die Nationalversammlung verordne, daß der Leichnam des edlen Mannes der bis an den letzten Hauch seines Lebens um sein dankbares Vaterland sich verdient gemacht hat, — daß der Leichnam dieses verdienstvollen Mannes, sage ich, auf dem Föderationsplatze

platze beigesetzt, und daß ihm daselbst eine Leichenrede gehalten werde.

(Das Volk applaudirt.)

Das Volk. Herrlich! Herrlich! — Thun Sie das, meine Herren.

Goupil. Sie erlauben mir, meine Herren, daß ich Ihnen das Beyspiel der Englischen Nation ins Gedächtniß rufe, welche Newtons Andenken ehrte und seine Asche bei Königen beisetzte.

(Man meldet das Direktorium der Stadt Paris in eben dieser Angelegenheit an.)

Präsident. Sie mögen eintreten.

(Das Direktorium tritt mit seinem Redner ein.)

Der Redner. Meine Herren! wir nahen uns Ihnen betrübt und vom Schmerz gebeugt. Wir lesen in Ihren Blicken die innigste Theilnahme an unserm Leiden. Sie vermischen Ihre Klagen mit den unsrigen und stammeln wie wir: Mirabeau ist nicht mehr! — Lassen Sie uns unsere Schuldigkeit beobachten und sein Andenken ehren, so, wie es geehrt zu werden verdient.

(Das Volk applaudirt.)

Der Redner. Wir tragen in dieser Hinsicht auf die Genehmigung folgender Punkte an: Erstens, daß das neue Gebäude von St. Genoveva dazu bestimmt werden möge, die Asche großer Männer aus der Epoche unserer Freiheit aufzunehmen.

Zwei-

Zweitens, daß es der Nationalversammlung allein zukomme zu entscheiden, wer diese Ehre verdiene. Drittens, daß Herr Honoré Riquetti Mirabeau für würdig erkannt werde, diese Ehre zu erlangen. Viertens, daß die Ausnahme welche mit einigen großen Männern, als z. B. Deskartes, Voltaire, Jean Jacques Rousseau, gemacht werden könnte, nur von der Nationalversammlung gemacht werden soll. Fünftens, daß dem Direktorium des Departements von Paris aufgetragen werden soll, das Gebäude von St. Genoveva, so bald als möglich, zu dieser neuen Bestimmung in den gehörigen Stand zu setzen und über die Thür desselben die Nachricht eingraben zu lassen: daß das dankbare Vaterland dasselbe seinen großen Männern weiht *).

(Das Volk applaudirt.)

Das Volk. Vortrefflich!

Fermont. Ich gebe bloß zu erwägen, daß es gefährliche Folgen haben kann, wenn unserer gesetzgebenden Versammlung übertragen würde, zu beurtheilen, wer von ihren Mitgliedern dieser Ehre würdig sey.

Robespierre. Sehr gut bemerkt!

*) Diese Inschrift ist im Originale diese:
Aux grands hommes,
La Patrie reconnoissante.

Goupil. Gewiß!

Fermont. Ich trage daher in dieser Hinsicht darauf an: daß das Ansinnen des Pariser Departements an die Konstitutionskommission verwiesen werden mag. Inzwischen werde jedoch sogleich erkannt, daß Herr Mirabeau die Dankbarkeit der Nation verdient habe.

(Das Volk applaudirt.)

Robespierre. Ich trete diesem Vorschlage gänzlich bei.

Goupil. Auch ich.

Barrere. Und ich.

(Starkes Applaudissement des Volks.)

Dupont. Ich finde bloß darinne einige Bedenklichkeit, daß man die Gewohnheit durch sein Beispiel, Tode in die Städte zu begraben, gleichsam privilegiren würde, da doch die besten Köpfe ihre Stimmen so laut gegen dieselbe erheben, da es bekannt ist, welche üble Folgen solche Vernachlässigungen guter Stadtpolizei schon oft nach sich gezogen haben.

(Es scheint gar niemand darauf zu reflektiren.)

Barnave. Ich unterstütze das Gutachten des Herrn Fermont.

Ein Geistlicher. Auch ich; und zugleich trage ich darauf an, daß Herrn Mirabeau's Schrift und Gedanken über die Erbfolge, welche so eben abge-

abgelesen worden sind, durch den Druck bekannt und gemeinnütziger gemacht werden mögen.

(Es wird stark applaudirt.)

Präsident. (nachdem er die Stimmen untersucht hat.) Die Nationalversammlung erklärt nach reiflicher Erwägung des von dem Direktorium des Pariser Departements geschehenen Antrags:

„Daß Honoré Riquetti Mirabeau „die Ehrenbezeigungen verdient habe, die die „Nation zum Andenken großer Männer, die „dem Vaterlande nützliche Dienste geleistet ha„ben, anordnen wird, und verweiset das „weitere Begehren des Pariser Departements „an die Konstitutionskommission, die ihr davon „ungesäumt Bericht erstatten soll."

(Pause.)

Präsident. Ferner beschließt die Nationalversammlung einmüthig:

„Daß das Bedauern derselben, welches Herr „Mirabeau mit in's Grab nehmen wird, dem „Protokolle einverleibt werden, und daß das „abgelesene Werk des Erblichenen durch den „Druck bekannt gemacht werden soll."

(Das Volk applaudirt.)

Das Volk. Es lebe die Nationalversammlung!

Präsident. Zur Tagesordnung!

LXXV.

LXXV.

Den 4. April.

Auf der Straße.

Ein Schiffer. Still! still! — Da kömmt die Leiche schon angesegelt.

Ein Bürger. Ach! wie viel begraben sie uns mit diesem Leichnam.

(Das Volk klagt in artikulirten Tönen. — Die Poissarden weinen.)

Ein Fremder. Der Schmerz wird lebhaft!

Ein Bürger. Herr! das war ein großer Mann, den sie jetzt begraben.

Der Schiffer. Bei Gott! er hat die Flagge der Freiheit beherzt aufgesteckt, und segelte kühn in den Gewässern des Despotismus voll Vaterlandsliebe umher. Die Fregatten der Mißbräuche schoß er muthig zusammen, enterte an jeder Galere der Sklaverei, und zerbrach die Ketten der Sklaven.

Der Bürger. Das that er. — Aber, ach! ich fürchte, sie tragen mit ihm unsere schwer errungene Freiheit zu Grabe.

Der Fremde. (zuckt mit den Achseln) Hm!

Der Bürger. (versteht ihn nicht) Ach, mein Herr! wir dürfen reden, wir können das laut sagen: Er war die Stütze der Freiheit.

(Das Gedränge wächst.)

Der

Der Fremde. Welch ein unerträglicher, erschrecklicher Staub!

Eine Poissarde. Ach, lieber Herr! die Munizipalität hat auf unsere Thränen gerechnet.

Der Fremde. (vor sich) Das ist doch wohl eine Französin!

Die Weiber. Ach unser Vater! unser Erretter wird zu Grabe getragen!

(Der Zug kömmt näher.)

Die Männer. O! die kleinen Ueberreste des großen Mannes, dem wir unsere Freiheit verdanken!

LXXVI.

Palais des Duk de M. *).

Zimmer der Duchesse.

Graf. Wie können Sie aber —

Duchesse. So lassen Sie es doch nur bei der Antwort bewenden: meine Neugierde verlangt die Fastnachtsprozession kennen zu lernen. Erzählen Sie nur Chevalier! wie ging's dabei her, als man den großen Mirabeau zu Grabe trug?

Abbé. Beiläufig gesagt, so glaube ich immer, der große Mann hat uns auch noch mit seinem Tode in den April schicken wollen, deshalb ist er zu dieser Jahreszeit gestorben.

Duchesse. (lachend) In Wahrheit! es ist sehr probabel. — Nun Chevalier — ?

Chevalier. Daß der Zulauf bei diesem Spektakel außerordentlich groß war, können Sie leicht denken. — Der Zug ging zwischen zwei Reihen von 12000 Soldaten und Nationalgardisten durch, und wurde durch ein Piket Kavallerie und einige

*) S. Sz. XXXII. N. Sz. 2. Th. S. 16 — 26. — Daß übrigens diese gegenwärtige LXXVI. Szene bloß in Rücksicht des Kontrastes und in besonderer Beziehung auf die vorhergehenden beiden Szenen hier steht, darf ich wohl kaum erinnern.

einige Detaschementer der Nationalgarde eröffnet. Nun folgen 4000 schwarz gekleidete Bürger, dann Greise und Invaliden.

Duchesse. Diese befanden sich an ihrem Platze.

Chevalier. Darauf kamen die hundert Schweizer, welche die Grenadiers im Arm führten.

Graf. (singt)

Soyons toujours aimable,
Et gardons l'esprit François! *)

Chevalier. Diesen folgten das Bataillon des Distrikts, der Friedensrichter, die Kommité, der Sekretär, die Geistlichkeit, und endlich, der Sarg, getragen von 12 Sergeanten der Nationalgarde, dessen Leichentuch Kommandanten des Bataillons trugen. — Das Gefäß, in welchem des Verstorbenen Herz lag —

Duchesse. Er soll ja kein's gehabt haben!

Chevalier. — Das Gefäß war mit einer Bürgerkrone geziert.

Graf. Die Simbolik anschaulicher zu machen, hätte man es mit verschlungenen Nattern umwinden sollen.

Duchesse. Oben darauf Merkurs Flügelhut.

Graf.

*) S. Le Reveil d'Epiménide à Paris. p. 52.

Graf. Die geflügelten Sohlen des beredten Gottes nicht zu vergessen. —

Chevalier. Nach seinen Verwandten kamen die Mitglieder der Nationalversammlung ohne Unterschied des Ranges durch einander.

Duchesse. Wie nahm sich denn mein werther Herr Gemahl unter diesem Trupp aus?

Chevalier. Sehr feierlich.

Duchesse. Toujours tiré à quatre épingles!

Graf. Und nicht selten à quatre chevaux.

Chevalier. Nun folgten das Departement der Munizipalität, die Richter der Gerichtsstühle, die Gesellschaft der Freunde der Konstitution, die Minister des Königs —

Duchesse. Allerliebst!

Chevalier. — Bürger und Freunde und der Siegelbewahrer, den man hier zum erstenmale in seinem langen schwarzen Staatskleide sah. Kavallerie schloß den Zug. Unter Trauermusik, dem Donner der Kanonen und des kleinen Gewehrs, unter dem Läuten aller Glocken wurde der Leichnam nach St. Eustach gebracht, wo von Msr. Cerutti eine Trauer- und Standrede gehalten wurde*). —

So-

*) Diese Rede kann man im 3. H. der Anekd. und Charakterz. d. Gr. M. S. 75—87. lesen. Sie mitzutheilen, ist

dieselbe

Sodann brachte man den Körper nach St. Genoveva. — Man brachte mit dem allen durch Länge und Majestät des Zugs sieben Stunden zu. — Nun wissen Sie alles, was ich selbst davon weiß.

Duchesse. Wenn ich gelegentlich einmal meinen Herrn Gemahl erblicke, werde ich ihm einiges über die Vergötterungssucht unserer lieben Nationalversammlung zu verstehen geben.

Abbé.

dieselbe zu lang. Nur ist noch zu erinnern, daß, nach dem Berichte des Verf. der Piece: Pompe funebre d'Honoré Gabriel Mirabeau etc. p. 5. Cerutti mit folgenden Worten begonnen haben soll: „Cassius et Brutus furent appellés les derniers des Romains, Mirabeau s'appellera le premier des François." — Nun noch einige Worte aus eben dieser Piece zur Kenntniß der Diktion des Verfassers, der so gewaltsam im Deklamator Kothurn einherschreitet. Also z. B. S. 6. 7. „Il n'est personne qui n'ait été frappé de l'idée de voir dormir dans la tombe l'homme célèbre qui fuit n'aguères l'objet de tant de sentimens divers, de hasne, de crainte, d'espérances: il n'est personne qui ne se soit dit, comme on le dit de Inda Machabée, *que modo cecidit vir potens.* Cet homme, si agissant, si entreprenant, *comment n'est-il plus qu'une masse informe, inhabile au mouvement et à la pensée?*

Citoyens, il n'est plus; mais son esprit n'est pas éteint, sa tombe n'a pas englouti ses dernieres vues, ses derniers projets; ils tendoient à rétablir la paix, l'ordre public, à consolider la constitution, à déjouer les rebelles, les intrigants, les factieux: il en avoit fini le serment." etc.

Abbé. Das wird wenig helfen! — Sie wissen, welch ein eifriger Demokrat der Duk ist.

Duchesse. Leider! — Ich muß mich seiner bürgerlichen Gesinnungen ganz schämen. Man spöttelt in allen vornehmen Zirkeln darüber, und ich kann nichts thun, um seiner Sottisen mich nicht theilhaftig zu machen, als daß ich meine Verheirathung an ihn für eine große Sottise erkläre. — Erlaubten mir es meine eigenen Revenüen, könnte ich den Duk in diesem Punkte entbehren, — ich würde mich sogleich von ihm trennen. Aber so bin und muß ich das Opfer seiner abominabeln Denkungsart bleiben.

Graf. Sie sind sehr zu bedauern!

Duchesse. Der Duk beschimpft durch seine Denkungsart sein Geschlecht, seinen Adel und mich.

Abbé. Vielleicht kömmt er mit der Zeit wieder zu sich.

Duchesse. Das gebe der Himmel! sonst gräbt er mir ein Grab.

Chevalier. Lassen Sie uns das Gute hoffen, das Schlimme kömmt ohnehin ganz unverhofft.

LXXVII.

Den 10. April.

Auf der Straße.

Bürger. Heraus mit ihm!

Nationalgarden. Heraus!

Ein Maler. (wird aus seiner Wohnung heraus auf die Straße gezogen) Aber, meine Herren! was wollen Sie denn von mir?

Ein Bürger. Wie? der Herr kann noch fragen? — Zum Distrikt, vor's Gericht muß der Herr. — Er kennt doch wohl die Pflicht eines freien Mannes?

Der Maler. Die ist, so frei als möglich zu leben.

Der Bürger. Die ist, Wachen zu thun, wie seine Mitbrüder, und will er sie nicht selbst thun, so muß er sie bezahlen. — Man wird den Herrn zu einer Geldstrafe verurtheilen, da er sich beständig geweigert hat, Wachen zu thun oder sie zu bezahlen.

Der Maler. Macht euch keine Mühe, beides ist mir unmöglich.

Der Bürger. Wie? unmöglich? — Und warum unmöglich?

Der Maler. Abmalen kann ich die Freiheit wohl, aber bewachen kann ich sie nicht. — Uebrigens ist sie auch ein Frauenzimmer, und diese betrügen uns nie mehr, als wenn wir sie bewachen wollen.

Ein Bürger. Keine Späßchen! — Wir sprechen ernstlich. — Entweder Sie müssen die Wache bezahlen, oder Sie müssen dieselbe selbst thun.

Der Maler. Keines von beiden, meine Herren.

Der Bürger. Wie? — Keines von beiden? — Ist das Ernst? —

Der Maler. Wahrhaftig! — Zum Bezahlen bin ich zu arm, und um die Wachen selbst zu thun, bin ich bei weitem feiger, als der ganze Distrikt zusammengenommen.

Der Bürger. Laßt ihn laufen! — Er ist gar zu feig. — Herr! male er keine Löwen, sonst werden gewiß nur Katzen daraus.

Der Maler. Meine Löwen mausen nicht, — (läuft fort)

LXXVIII.

Unweit Palais Royal.

Erster Bürger. Nun sagt mir aber nur, ob das nicht so bunt durch einander geht, wie die Farben in unserer Kokarde?

Zweiter Bürger. Mag alles seyn! davor haben wir jetzt Revolution. Da kann's nicht anders als bunt zugehen. Bloß in der Monarchie ist das Einfache zu finden, das wir aber nicht haben mögen.

Erster Bürger. Warum hat man denn aber den Andächtigen die Kirchen der Nonnenklöster vor der Nase zugeschlossen, und ihnen einen Aergerniß gegeben? — Warum das? —

Dritter Bürger. Ja! das möcht' ich auch wissen. — Das ist doch eigentlich ein Eingriff in die Volksrechte. — Ich kann ja nicht gezwungen werden, meine Andacht da oder dort zu halten, wenn ich nicht will.

Erster Bürger. Das ist ganz natürlich! — Alle Unordnung kömmt, glaubt mir's, von den Jakobinern her. Diese Herren meinen, wir wären ihre Narren. — Sagt mir, ist das eine schickliche und billige Aufführung die Schwestern de la Charité sogar in ihren Häusern zu beleidigen? — Es

ist doch bekannt und erwiesen, daß die Weiber aus der Halle in die Schulen dieser Schwestern eingedrungen sind und dieselben gegeisselt haben, unter dem Vorwande, sie unterrichteten die Kinder nicht nach den Grundsätzen der Revolution. — Ist das nicht eine entsetzliche Unbilligkeit und Eigenmacht?

Zweiter Bürger. Die Garde hat diese Gewaltthätigkeit bestraft.

Erster Bürger. Wenn sie nämlich Nachricht davon erhielt. Aber wie oft hat sie keine Nachricht davon erhalten? — Was ist geschehen? Die Schwestern haben sich der Krankenwartung entzogen, und die Munizipalität hat sich derselben annehmen müssen, sonst wären diese Unglücklichen im Elend umgekommen.

Zweiter Bürger. Je nun! man hat also doch für dieselben gesorgt.

Erster Bürger. Aber wie? — Ueberzeugt euch davon. — — Ich sage euch, wenn den Unordnungen dieser Art keine Gränze gesetzt wird — und dazu lassen's die Jakobiner nicht kommen! — so sind wir alle dem Untergange näher als der Rettung. — Nehmt die schreckliche Insubordination der Soldaten und ihr Betragen gegen ihre Offiziere dazu, und sagt: was soll bei dem allen herauskommen? — Nichts Gutes! — Gewiß nicht!

LXXIX.

Den 22. April.

In der Wohnung des Marquis Gr.
Zimmer.

Vikomte M. Die Abreise des Königs nach St. Kloud ist vereitelt, die Garden haben gegen das Volk welches des Königs Wagen aufhielt, ihre Schuldigkeit nicht gethan, und Fayette konnte nicht weniger thun, als seine Kommandeurstelle niederlegen.

August. Aber —

Vikomte. Er muß, und wird sie wieder annehmen, aber es versteht sich, nur auf allgemeines Ersuchen, und unter der Bedingung, daß die Garde ihm schwören muß. — Aufgeschoben ist also wohl das Projekt, aber nicht aufgehoben. — Nur behutsam!

August. Ohne Sorge!

Vikomte. Des Marquis Briefe aus Deutschland — ? —

August. Lauten noch immer, wie zuvor. Man erwartet sehnlich des Königs Ankunft.

Julie. (kömmt) Staatsgeschäfte?

Vikomte. Wie gewöhnlich. — Wir sind aber schon in Richtigkeit.

Julie. Darf man Sie bitten, einen Platz bei unsrer frugalen Tafel einzunehmen?

Vikomte. Ich würde so glücklich seyn in der angenehmsten Gesellschaft von der Welt zu speißen, müßte ich nicht dem Minister meine Aufwartung machen. Sie wissen wohl, die jetzigen Affairen — verlangen eine völlige, unbedingte Aufopferung.

Julie. Was sehr zu bedauern ist.

Vikomte. Endzweck lohnt Mühe. — Auf Wiedersehen! (küßt ihr die Hand.)

(geht fort.)

(Eine kleine Pause.)

Julie. Ich gehe über die Gallerie, und finde dieses an Sie überschriebene und versiegelte Billet. — (gibts ihm) Es ist vielleicht —

August. (betroffen.) Was meinen Sie, was es enthalten könnte?

Julie. Was ich meine? — Ja nun! Vielleicht — eine Bestellung -- eine Antwort —

August. (bricht es auf.) Eine unbekannte Hand! —

Julie. (lacht.) Wirklich? —

August. Ganz unbekannt, und ohne Unterschrift.

Julie. Hm.! — (sieht indem er liest in das Billet.) Wie? (erschrocken.) Was ist das?

August. (liest.)

„Ein unbekannter Freund warnt Sie wegen ei„ner gewissen Dame auf Ihrer Hut zu seyn, mit „der Sie sehr gut stehen. — Nochmals! — Se„hen Sie sich vor."

Julie. Was soll das sagen? — Wer ist die Dame? —

August. (nachsinnend.) Weiß ich's selbst?

Julie. „Mit der Sie sehr gut stehen." — Wer ist die Dame? —

August. (bedenklich, aber sanft.) Meine Julie, kann es nicht seyn.

Julie. O Pfui! Ohne diesen Ausruf. — Sollte die Kabinetsräthin —?

August. Mit der habe ich nur gut gestanden. Jezt kann ich unmöglich noch mit ihr gut stehen. — Und — sonst, habe ich keine weibliche genaue Bekanntschaft. — (geht umher.) Hm! — (scheint zu sich zu kommen.) Julie! — Ist es kein Spaß den du dir gegen mich ausgedacht hast?

Julie. (fast beleidigt.) Wie sonderbar!

August. Nun! so muß ich mancherlei fürchten.

Julie. Sollte man muthmaßen — —? Ich zittere bei diesem Gedanken! — Dein Leben wär verloren. Wenn das Volk —

August. Aber die Dame! die Dame! —

Julie. Ich kann nicht errathen, wie —

Luise. (kömmt.) Ein Herr, verlangt Sie zu sprechen.

(Julie und August sehen einander bedenklich an — Luise erschrickt, ohne zu wissen, warum.)

(Eine Pause.)

Julie. (zu August.) Wollen Sie ihn sprechen.

(August holt ein paar Pistolen aus dem Nebenzimmer und steckt sie zu sich.)

August. Ich will ihn sprechen.

(Luise geht langsam fort.)

(Julie eilt in das Nebenzimmer.)

(Die Thür geht auf.)

Chevalier. *) (tritt ein.) Sie verzeihen —

August. Ach! Herr Chevalier!

Chevalier. Ganz unbekannt bin ich Ihnen wohl nicht? Wir haben uns mehrere male bei Partieen und auf öffentlichen Häusern gesprochen.

August. Mit Vergnügen erinnere ich mich jener angenehmen Augenblicke und Ihrer belebenden Unterhaltung.

(Setzt Stühle.)

August. (auf den Stuhl zeigend.) Darf ich bitten —?

(Sie

*) S. die Sz. LXXI. D. N. Sz. d. 3. Th. In Bezug der LXXIX. Sz auf dieselbe.

(Sie setzen sich beide.)

Chevalier. Einen Mann von Ihren umfassenden Talenten kann es gar nicht auffallen, wenn derselbe um etwas angesprochen wird. Noch dazu, — kann ich mir wenigstens schmeicheln, daß, indem ich mich in gleichem Falle eines Bittenden befinde — daß ich wenigstens ohne einen Ihnen nicht ganz gleichgültigen Vorspruch nicht zu Ihnen komme. — Mit einem Worte, die Frau Kabinetsräthin machte mir Hoffnung — — doch zur Sache! — Kennen Sie die Tochter der Marschallin St. A.?

August. Ich habe die Ehre nicht.

Chevalier. In der That, ein liebenswürdiges, gutes Geschöpf! Ein Schlag von Mädchen, wie es deren jezt nur noch wenige gibt. — Sie wird sich in 8 Tagen mit dem Duk de S. vermälen. — Ich bin ein Freund des Hauses, und — Sie errathen vielleicht nun meine Bitte selbst?

August. Noch nicht.

Chevalier. Ein Hochzeitgedicht —

August. Aha! — Aber ich gestehe es, Herr Chevalier! die Feierlichkeit mit welcher Sie Ihr Ersuchen begannen, ließ mich eine Forderung von größrer Wichtigkeit vermuthen.

Chevalier. Jeder Freundschaftsdienst ist mir wichtig. — Sie wollen also die Gefälligkeit haben? —

August. Das Hochzeitgedicht sollen Sie erhalten.

Chevalier. Rechnen Sie auf die bereitwilligste Gegengefälligkeit in allen Fällen von mir. — — Wie kömmt es, daß man Sie in Ihren sonstigen Zirkeln so wenig, und an öffentlichen Oertern beinahe gar nicht mehr sieht?

August. Meine Geschäfte — kleine Autorarbeiten — fesseln mich sehr strenge an mein Pult. Da lebe und webe ich in meinen idealischen Zirkeln bloß mit meiner Phantasie und den Musen vertraut. — Ich befinde mich wohl in dieser Situation.

Chevalier. Das ist leicht zu glauben, sonst würden Sie dieselbe mit einer andern vertauschen. — Doch verspreche ich mir von Ihnen, daß Sie mir die Einladung zu einer kleinen Partie auf übermorgen nicht abschlagen werden.

August. Gewiß, kann ich nicht versprechen, dabei zu seyn. — Die Beendigung einer pressanten Arbeit hindert mich daran. Buchhändler und Buchdrucker sind unsere Tirannen.

Chevalier. So sey's für ein andermal.

August. Mit Vergnügen!

Che=

Chevalier. (steht auf) Sie verzeihen —

August. (steht auf) O! ich bitte —

(Komplimente. — Der Chevalier geht fort. August begleitet ihn.)

(Julie kömmt aus dem Nebenzimmer. — August kömmt zurück.)

August. Ich traue weder dem Ambassadeur, noch seinem Certifikat.

Julie. Ich, eben so wenig. — Sein Sie vorsichtig! —

August. Ich danke für seine Partieen.

Luise. (kömmt) Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, schleicht im Hofe herum.

Julie. (ängstlich) Die Domestiken sollen ihn anhalten, und wenn er verdächtig ist, sollen sie ihn sogleich auf die Wache führen.

(Luise geht fort.)

(August will ihr nach.)

Julie. (hält ihn zurück) Bleiben Sie! — Wo wollen Sie hin?

August. Lassen Sie mich selbst untersuchen —

Julie. Nichts! — Von der Welt nichts! — Ich lasse Sie nicht aus dem Zimmer.

Kammerdiener. (kömmt) Der fremde Mann will mit Ihnen sprechen.

August. Mit mir? — Führt ihn hieher.

Julie. Und — bleibt im Vorzimmer.

(Der Kammerdiener geht fort.)

Julie. Meine Angst wird größer! —

August. Fürchten Sie nichts. — Hier kann er nichts unternehmen. — Lassen Sie uns allein.

(Julie geht in's Nebenzimmer.)

Der Mann. (in einen Mantel gehüllt, tritt ein, sieht um sich herum als fürchtete er Zeugen, bleibt stehen, sieht Augusten starr an, und macht endlich ein gewisses Zeichen.)

August. (erwiedert das Zeichen nicht) Wozu das? — Wozu dieses Zeichen? —

Der Mann. Sie kennen es doch?

August. Ich kenne und verehre es.

Der Mann. Und geben die Gegenlosung nicht? — Sie sind mißtrauisch. (macht ein Zeichen) Hier haben Sie das Gegenzeichen. Sie sehen also, daß ich eingeweiht bin.

August. Weiter! (fährt fort die folgenden Zeichen zu geben.)

Der Mann. Versteht sich! (beantwortet ihm alles)

August. Richtig! — Aber —

Der Mann. Hat Ihr Mißtrauen noch keine Gränzen? — Sie sind nicht zu tadeln. Zu viel Vorsicht hat nie geschadet, zu wenig aber wohl. (zeigt ihm eine Briefaufschrift) Kennen Sie diese Hand? Ich komme aus Deutschland.

August. Ah! (erbricht den Brief) Sie sind mir willkommen.

Der

Der Mann. Es darf zum zweitenmal nicht mißglücken. — Ist der Vikomte M. nicht hier?

August. Ich werde sogleich nach ihm schicken. — Vor wenig Augenblicken ging er erst fort. Wir haben dieser Nachricht (auf den Brief zeigend) längst sehnlichst entgegen gesehen.

Der Mann. Ich habe sehr geeilt.

August. Gut! — Begleiten Sie mich in unser Kanzeleizimmer. — Der Marquis —?

Der Mann. Ich verließ ihn sehr wohl und zufrieden.

LXXX.

den 2 Mai.

Place Maubert. *)

Wohnung des Präsidenten.

Zimmer der Präsidentin.

Präsidentin. Tausend Plane und keine einzige Ausführung.

Chevalier. Aber ich bin versichert —

Franziska. Sie sind von nichts versichert! — Bestellen Sie noch zwanzig Hochzeitgedichte; was helfen uns die?

Chevalier. Er **) ist nicht aus dem Neste zu bringen.

Franziska. Das sehen wir. — Und Sie, sind am wenigsten der Mann, der ihn herausbringt.

Chevalier. Sonst waren freilich Ihre Reize der Magnet, der ihn zog, wohin man ihn haben wollte, aber jetzt —

Franziska. O! schweigen Sie. — Meine Reize kommen hier gar nicht in's Spiel.

Chevalier. Sie sollten aber wohl hineinkommen, und würden auch ganz gewiß ihren Endzweck

*) S. St. LXXI. d. 3 Th. N. 83.

**) Nemlich August, wie die Leser leicht errathen können.

zweck nicht verfehlen, wenn nur die Marquise des zärtlichen Dichters Herzensempfindungen nicht in Beschlag genommen hätte.

Franziska. Sie sagen uns da solche triviale Dinge vor, die — gar keiner Antwort werth sind. Wissen wir denn nicht etwa das alles schon eben so gut und vielleicht noch besser, als Sie es uns sagen können? — Auf Ihre Verschlagenheit haben wir Rechnung gemacht, aber nicht auf Ihre Belehrung.

P. Blasius. Zankt euch nur nicht. — Der Chevalier hat seinen Zweck verfehlt. Nun, wohlan! so wollen wir sehen, was ich vielleicht thun kann. — Kann ich mit dem Sieur nur erst einige Bouteillen Champagner ausstechen, so will ich ihn schon keck machen. Geht er in die Schlinge, wie ich hoffe! so führe ich ihn der Frau Kabinetsräthin zu, und er ist ein Kriegsgefangener.

Franziska. Ich habe die Ehre Ihnen Glück zu dieser Unternehmung zu wünschen, aber ich zweifle an dem guten Erfolg derselben.

P. Blasius. Zweifeln Sie ja nicht, allerliebstes Weibchen. — Ich bin ein Praktikus.

Franziska. Und zu dem — was geht mir euer politischer Plan an? — Ich behandele ihn als einen treulosen Liebhaber, aber nicht als einen politi-

politischen Hochverräther. Meine Rache hat mit der eurigen nichts gemein.

P. Blasius. Ei! ei! was sagen Sie da? — Das ist nicht gut.

Franziska. Ich bin vom Gegentheil überzeugt. — Was kümmert mich die Flucht eines Königs, wenn ich meinen flüchtigen Liebhaber wieder eingeholt habe? — Ich bestrafe, und vergebe ihn.

Präsidentin. Ich gebe euch allen den guten Rath, die Tiegerhaut nicht eher zu verkaufen, bis ihr den Tieger erschlagen habt.

P. Blasius. Kinder! — Wenn wir selbst unter einander uneinig werden, so steht es um den guten Erfolg unsrer Sache herzlich schlecht. Es geht uns zuletzt, wie es unsrer ganzen Nation und unserm Reiche gehen wird, id est: miserabel! *) (trinkt.)

Prä-

*) Die Leser werden meynen, ich hätte im Namen des Paters gut zu prophezeihen gehabt, da ich dieses im Jahr 1793 schrieb, und da haben Dieselben vollkommen recht. Aber etwas gefährlicher und dennoch treffend ist in diesem Falle die Prophezeihung unsers poetischen Altvaters Martin Opitz, welcher vor beinahe anderthalbhundert Jahren Frankreichs Schicksal also vorhersagte:

„Mir wird dein Wankelmuth, o Frankreich, Zeugniß geben,
Daß nichts beständig sey, in diesem ganzen Leben:
Die Ruh ist dir ein Krieg: der Krieg dir eine Ruh:
Dein Trost bekümmert dich, die Wohlfahrt wirft dich nieder,

Du

Präsidentin. Liebe Kousine! Lassen Sie Ihrem Manne ja nichts von dieser Denkungsart merken.

Franziska. Mag er! — Wir halten Abrechnung. Und was gehen überhaupt meinem Manne meine Herzensangelegenheiten an? Bin ich doch seine Geliebte nicht. Das wissen die Henrietten *) im Palais Royal so gut wie ich. — Was hilft oder was schadet mir der politische Glaube meines Liebhabers? Ich verlange Zärtlichkeit und Liebe von ihm, aber keinen gewissen politischen Gewissenszwang, den ich, so gut wie jeden Gewissenszwang überhaupt, verabscheue. — Wird er weniger zärtlich küssen, wenn er königlich gesinnt ist, als wenn er ein Demokrat ist? Sein Staatsinteresse erhöht und verringert den Werth seiner Liebe nicht. Er bleibt ebenderselbe Mann, er mag sich für einen König

Du glaubst, wann du dich würgst, so lebest du erst wieder,
Vnd schiffest ungewiß im wollen auf vnd zu.
Von dem was standhaft ist, da kannst du gar nicht schreiben;
Beständig ist hier nichts als unbeständig bleiben.

— S. die Sammlung seiner Gedichte nach der Ausgabe: Frankf. a. M. 1644. I Th. S. 541. — Der Zufall und die Aehnlichkeit entschuldigen diese Anmerkung und die Mittheilung der Verse eines Dichters, dessen Werke in unsern Zeiten eine Sanskritte der Lesewelt bleiben.

*) S. S. 137. N. Sz. 2 Th. — *Le ferment civique* etc. p. 8. damit verglichen.

oder für seine Mitbürger todtschlagen lassen, er mag jenem oder diesen getreu seyn. — Ich verlange Liebe, aber keine Meinung, und wenn ich meines Liebhabers Herz habe, so mag sich seines Kopfes bedienen, wer da will.

Präsidentin. (ironisch) Sie sind eine große Philosophin!

Franziska. (pikant) Nichts weniger! ich affektire aber auch nicht eine zu seyn. Ich kenne nichts Lächerlicheres als ein Weib die über das Staatsinteresse ihre Herzensangelegenheiten vergißt, und ihren Putz vernachläßiget. Die Natur hat uns einfältige Wesen nicht zu Politikern geschaffen, oder, sie hat unsere Republik in unser Herz verlegt. — Madame! (verneigt sich) Bei mir ist die Regierungsform aristokratisch. — Chevalier! führen Sie mich an meinen Wagen.

(geht. Der Chevalier folgt ihr verlegen.)

Präsidentin. Die Liebe hat sie um den Verstand gebracht!

(verläßt das Zimmer.)

P. Blasius. Das sind Weiber! und das ist Wein. (trinkt) Der Wein ist gut, die Weiber sind nicht gut. — Also bleibe ich bei dem Weine, bis der Sturm vorüber ist. Die Haushälterin müßte denn etwa in der Nähe seyn.

LXXXI.

LXXXI.

den 16. Mai.

Champs Elisées.

Franziska. Setzen Sie sich zu mir. — Diesmal kommen Sie so leicht nicht davon.

(Sie setzen sich auf eine Bank.)

(Eine Pause.)

Franziska. Was macht Sie so selten?

August. Nichts als Gewohnheit und Arbeit.

Franziska. Arbeit? — Nun ja! — Wie aber Gewohnheit?

August. Dies ist bei uns Schriftstellern oft der Fall. — Der Sitz am Schreibetische ist nicht selten unser liebstes, herzlichstes Plätzchen. — Die Gewohnheit ist eine Art von Krankheit. Ja, ich möchte beinahe sagen, es geht fast damit wie mit den Idealen, man liebt sie anhänglicher als Wirklichkeiten.

Franziska. Immer möglich! — Indessen, um bei den Idealen zu bleiben, so sind dieselben doch immer nur in gleichem Werthe mit den Träumen. Und der schönste Traum, noch so schön und entzückend geträumt, ist doch nur ein Traum.

 August.

August. Und dennoch ist es besser zuweilen nur zu träumen, als sich im Besitz einer Wirklichkeit befinden.

Franziska. Zuweilen, — das kann seyn, — das will ich zugeben; aber doch nicht immer. — Z. B. wenn Ihnen nur träumte in den Champs Elisées an meiner Seite zu sitzen, so wär das lange noch nicht so viel werth, als da es Wirklichkeit ist. — Nicht?

August. Auf solche Fälle läßt sich nicht abstrahiren. Wenn ich Ihre schöne Hand im Traume zu küssen glaubte, oder, wenn ich wirklich so glücklich bin, sie zu küssen, so (küßt ihre Hand) ist der Unterschied sehr groß und auffallend.

Franziska. Dennoch wird Ihnen das eben so selten träumen, als es wirklich geschieht. — Ich will damit nicht sagen, daß Ihre Lippen ohne Beschäftigung blieben, — bewahre der Himmel! — sondern, daß sie sich nur einen andern Gegenstand wählen. Denn so felsenfest wird Sie die Gewohnheit doch nicht an ihren Schreibetisch pflanzen, daß Sie nicht zuweilen einen Intervall für zärtliche Augenblicke haben sollten. Wenigstens glaube ich Ihnen das Gegentheil nicht. — Wie befindet sich die Marquise?

August. Sie ist gleichsam Wittwe —

Fran-

Franziska. Ach nein!

August. Ihr Gemal ist in Deutschland.

Franziska. Aber ihr Liebhaber wohnt bei ihr. Ha, ha, ha! — Sie ist also gar nicht unter die Wittwen zu rechnen, — zwischen den Lippen der Marquise muß ein wahrer Lethe Nektar fließen, denn ihre Liebhaber vergessen, wenn sie diesen in sich saugen, ihre vorigen Geliebten sehr schnell. So ging es dem Grafen O. mit seinem zärtlichen Fräulein Fränzchen *), und so geht es auch ganz neuerlich einem zärtlichen Dichter, bei dem gleich alles zur Gewohnheit wird. — Aber auf etwas zu kommen, das hieher nicht gehört. — Ich kann Ihnen, wenn ich will, eine Verschwörung gegen Sie entdecken.

August. Eine Verschwörung gegen mich? — Wenn Sie wollen? — Und, Sie wollen nicht?

Franziska. Es steht bei mir.

August. So leichthin? und es gilt eine Verschwörung gegen mich? — Bei Gott! so würde ich nicht gegen Sie handeln, wenn Sie sich in der nemlichen Verlegenheit befänden, in welcher ich mich befinde.

Franziska. Wer weiß's!

*) S. Sz. XLIII. u. Sz. LXIV. S. 180. N. Sz. 2. Th.

August. Sie denken schlimmer von mir, als Sie von mir denken sollten.

Franziska. Ich denke nur so von Dir, lieber August, wie ich von Dir denken muß.

August. Muß? —

Franziska. Ja wohl, leider! muß ich. Dazu zwingst Du mich selbst, zwingt mich Dein Betragen gegen mich.

August. Was habe ich Franzisken gethan? Womit habe ich Dich beleidigt?

Franziska. (präzis.)

> Wer Liebe schwört,
> und Schwur und Treue bricht;
> o Männer hört!
> der ist ein Bösewicht.

Es ist aus einem Deiner eigenen Gedichte.

August. Schon oft habe ich mich über diesen Punkt erklären wollen. Jetzt sey es. — Als ich Dir Liebe schwur, Franziska, überraschten mich meine Sinne auf Gefahr meines Herzens.

Franziska. Wie fein!

August. Ich konnte und durfte Dir nicht Liebe schwören, denn mein Herz war schon versagt. — Die Folgen —

Franziska. — wären wenigstens Beweise getheilter Liebe und Zärtlichkeit gewesen, wenn

Du hättest wollen billig handeln. — Aber Du hast Dich ganz von mir losgerissen. — Daß ich Dich dem allen ungeachtet dennoch immer noch zärtlich liebe, kannst Du mir glauben. Ich kann es Dir beweisen. — Ich will Dir alles entdecken. Mein Herz verabscheut Verrätherei auf Unkosten meiner Liebe. — (steht auf.) Hier kann ich von jener Sache nicht mit Dir sprechen. — (nimmt ihn bei der Hand.) Komm mit mir! —

(Er hebt sie in den Wagen und steigt dann selbst hinein. — Der Wagen rollt davon.)

LXXXII.

den 30. Mai.

Versammlungssaal, einem Klub gehörig.

Annet. Und Sie zweifeln wirklich noch an einem Erfolg eines Projekts der Prinzen und mehrerer Aristokraten, die Herstellung ihrer Rechte mit den Waffen erzwingen zu wollen?

Magnot. Ich zweifle nicht daran, daß sie wollen, aber daran zweifle ich, daß sie können. Die Auswanderung ist zwar allgemein geworden und sehr stark. Aber was vermögen auch wohl 30,000 Mann gegen die gesammte Macht Frankreichs?

Annet. Sie vergessen die Unterstützung der deutschen Fürsten. Die Soldaten der hessischen Fürsten, des Herzogs von Würtenberg, der Kurfürsten zu Mainz, Trier und Kölln. — Und sollte Oesterreich wohl so ganz abgeneigt seyn, diese Koalition thätig zu unterstützen?

Blois. Sie wissen doch was von dem Landgrafen von Hessen Darmstadt, wegen der Entschädigung für seine Besitzungen im Elsas, geantwortet worden ist?

Magnot. Noch weiß ich nichts davon.

Blois.

Blois. Die Entschädigungserbietungen welche Ritter Ternant ihm machen mußte, sind von ihm als unthunlich, unerlaubt, ungültig und unsicher abgewiesen worden. Er verlangt abgetretenes Land und kein Geld, welches, wie er sagt, vielleicht von uns gar nicht bezahlet werden könne, und sagt noch dazu, daß er ohne Reichseinwilligung sich nicht einmal mit uns in Unterhandlung einlassen könne.

Magnot. So mag er sich seinen Schaden selbst zuschreiben.

Blois. Er ruft Kaiser und Reich für seine gekränkten Reichsstands Rechte auf.

Annet. Ueberhaupt spricht man so trotzig nicht, wenn man keinen Hinterhalt weiß. Da die Emigranten das eigene Interesse der Fürsten mit dem ihrigen zu verwickeln gewußt haben, so haben die Sachen eine bedenkliche Gestalt gewonnen. — Und unsere Umstände werden folglich auch immer bedenklicher. Es fehlt an Ruhe, es fehlt an Gelde, und wird bald noch mehr daran fehlen, wenn die Auswanderungen fortdauern.

Magnot. Frankreich ist ein Gigant, der sich gegen die Macht der ganzen Welt stemmen kann.

Annet. Ob aber mit Glück und Erfolg, ist

ist die Frage. — Die teutschen Soldaten sind wohlexerzirt und tapfer.

Magnot. Und die Franzosen sind unüberwindlich! *)

Aufwärter (kömmt.) Es ist aufgetragen meine Herren.

Annet. Eh bien! — Wir wollen einen glänzenden Feldzug eröffnen.

*) „Nous sommes devenus invincibles!“ sagte i. J. 1789. Mr. Demoulin in seiner Piece: *La france libre.* p. 72. Er wird so gütig seyn, und im Jahr 1793. sein Wort zurücknehmen; das läßt sich von seiner gefälligen Ueberzeugung erwarten.

LXXXIII.

LXXXIII.

den 20. Junius.

Wohnung des Kabinetsraths.

Zimmer der Kabinetsräthin.

Abend.

Franziska. Ich weiß nicht, lieber August — Du bist so unruhig. — Was ist Dir? — Was geht vor? —

August. Nichts! gar nichts! — Folgen meiner Vollblütigkeit.

Franziska. Das ist es nicht. — Ich habe Dich oft verlegen, zerstreut, unruhig sogar, aber nie so wie jetzt gesehen. — Es brütet etwas Ungewöhnliches in Deiner Seele.

August. Nichts von Bedeutung. — Der letzte Akt eines Trauerspiels macht mir viel zu schaffen. — Die Katastrophe —

Franziska. Ach! ich weiß gar zu wohl, ob Du Dich verstellst oder nicht. — Ich kenne Dich ja so gut.

August. Nicht möglich! — Kenne ich mich doch selbst noch nicht. (sieht nach der Uhr) Es wird spät.

Franziska. Willst Du gehen?

August. Ich habe dringende Geschäffte.

Franziska. Du läßt mich unruhig zurück. — Kannst Du das verantworten? — Bleib bei mir! — Entdecke Dich mir.

August. Was ich Dir zu entdecken haben könnte, weißt Du längst schon.

Franziska. Wüßte ich längst schon?

August. Die Entdeckung kam viel zu spät.

Franziska. Zu spät?

August. Du weißt ja — daß ich Dich liebe.

Franziska. Du weichst mir aus.

August. (indem er sie umarmt) Du siehst, daß Du Dich irrst, liebe Franziska. — Ich weiche Dir nicht aus. Ich komme zu Dir. Dir entgegen!

Franziska. Keinen Scherz!

August. (küßt sie) Ernst, wie Du fühlst.

Franziska. Schon gut! — (küßt ihn) Dein geheimnißvolles Betragen könnte mich beleidigen, wenn ich Dich weniger liebte. — Frage Dich selbst: ob sich Dein Betragen bei unserer Liebe entschuldigen läßt?

August. Zuweilen ist es sehr gut nicht zu wissen, was man nicht zu verantworten braucht.

Fran-

Franziska. (schäkernd) So wollte ich, ich wüßte nicht, wie sehr ich Dich liebte. — Nun gut! — Was es auch seyn mag, das Dich unruhig macht, — ich — will's nicht wissen. Ich will nur wissen, daß Du mich liebst. — Ich errathe wohl, daß — — doch, nichts davon! — Bleib nur bei mir, lieber August!

LXXXIV.

den 22. Junius.

Vorstadt St. Antoine.

Straße.

(Lärm auf der Straße. — Es wird mit den Glocken gestürmt. — Die Departements-Kanonen werden gelöst. — Bürger und Nationalgarden stürzen aus den Häusern.)

Ein Bürger. Es ist entsetzlich! — Es ist unerhört! — (läuft vorüber)

Eine Frau. Was gibt's denn nur, Herr Nachbar?

Ein Gardist. (mit schrecklicher Stimme) Der König ist fort!

(Männer und Weiber, Bürger und Garden, Soldaten und Poissarden formiren eine verwunderungsvolle Gruppe.)

Alle. (mit erstickter Stimme) Ist es möglich? — Der König ist fort?

Der Gardist. Ist fort. Mit Sack und Pack. Mit Frau und Kindern und Schwestern. — Die ganze Familie hat sich auf und davon gemacht.

(Eine kleine Pause.)

Eine Poissarde. Der König ist fort? — Das ist ein großes Verbrechen!

Dornheim del. et Sculps.

Der König ist fort!

Der Gardist. Eine schreckliche Verrätherei!

Ein Bürger. Wer hätte sich das träumen lassen? — Wie ist er denn aber entkommen? —

Der Gardist. Das weiß der Teufel und der König!

Der Bürger. Ei! so laßt ihn laufen.

Der Gardist. Bewahre! — Eingeholt und zur Rede muß er gesetzt werden. Der Spaß darf ihm nicht so hingehen.

(Ein Bürger kömmt geritten.)

Alle. Wo hinaus?

Der Bürger. Mit den Kourieren fort, die dem Könige nachgeschickt werden.

(Er reitet davon.)

Die Poissarde. Es ist ohne Beispiel! Es ist kaum glaublich! — Der König ist fort!

Der Gardist. Nur ruhig! — Sie halten ihn gewiß irgend wo an. Und kömmt er wieder, so wollen wir ihm schon den Text so lesen, daß er an uns denken soll.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

LXXXV.

Den 24. Junius.

Wohnung des Marquis Gr.

Zimmer der Marquise.

Julie. Ist es möglich?

August. Es ist Gewißheit. — In Varennes ist der König angehalten worden, wird nach Paris zurück gebracht, und trifft morgen Abend hier wieder ein.

Julie. Was ist nun zu thun?

August. Sie müssen vor der Hand auf Ihr Guth in die Pikkardie gehen. — Ich bleibe nur so lange hier, bis ich den ersten Brief von Ihrem Gemahl erhalten und ihm gemeldet habe, wohin ich gehe. — Je eher ich den Brief erhalte, je eher folge ich Ihnen nach. — Wir sind auf Ihrem Guthe ganz sicher, und wenn wir ja etwas zu fürchten hätten — wie bald sind wir von dort aus in England?

Julie. Ich will morgen abreisen. — Besorgen Sie mir einen Paß.

August. So gleich.

Julie. Wenn Sie aber nicht bald Briefe von dem Marquis erhalten sollten, so kommen Sie ohne welche zu erwarten.

Au-

Bayerische Staatsbibliothek München

August. Das geht nicht an. — Ich erwarte binnen drei Tagen ganz gewiß Briefe von ihm.

Julie. Meine Aengstlichkeit vermehrt sich. — Ohne Begleiter zu reisen! Wenn ich auch Luisen und Röschen mit mir nehme, so — sind wir doch alle nur Weiber.

August. Der Kammerdiener ist ein ehrlicher Mann. — Sie haben einen Kutscher, einen Vorreiter, einen Jäger und zwei Bedienten bei sich — Fürchten Sie nichts. — Mit einem Passe versehen reisen Sie ganz sicher. Sie gehen ja nicht aus dem Reiche, sondern nur auf Ihr Guth in eine andere Provinz. Wer kann Ihnen das wehren? Wer wird sich unterstehen Sie anzuhalten? — Uebrigens glaube ich auch wohl, daß der Vikomte sie begleiten würde, wenn er —

Julie. O! gehen Sie zu ihm. Reden Sie mit ihm. — Schicken Sie ihn zu mir. Er soll gewiß mit mir reisen.

August. Ganz gewiß! — Die Bitten einer schönen Frau sind jedem galanten Manne Befehle, wie der Vikomte einer ist. — Ich zweifle gar nicht, daß er recht sehr gern die Reise mitmachen wird. — Dann wird's Ihnen an Unterhaltung nicht fehlen, und ich brauche nur so spät als möglich nachzukommen. Nicht wahr?

Julie. Keine Eifersucht zur Unzeit! — Wenn ich während unserer Trennung nicht mehr von Ihnen zu fürchten hätte, als Sie von mir zu fürchten haben, so können Sie ganz ruhig seyn. — Ich fürchte immer, ich werde der Theil seyn, der am willigsten und stärksten hintergangen wird. — Ich habe so gar Vermuthungen, daß Sie hier schon abermals Ihren Schwur gebrochen haben. Ich habe Anzeigen, daß —

August. — Daß ich eine reizende Frau liebe?

Julie. O ja!

August. Und daß diese geliebte, schöne Frau, Julie heißt?

Julie. Oder vielmehr — Franziska?

August. Wollen Sie einen Paß haben? — So müssen wir das Gespräch nach Tische fortsetzen. Erst wollen wir für Sicherheit sorgen, hernach wollen wir uns zanken. — Und vor allen Dingen muß ich nicht vergessen zum Vikomte zu gehen.

Julie. August! — (legt ihre Arme auf seine Schultern) Lieber August! —

August. (küßt sie) Liebe Julie? —

Julie. (sanft und zärtlich) Geh nicht zum Vikomte. — Ich reise allein.

August. Und ich folge Dir in einigen Tagen.

LXXXVI.

LXXXVI. *)

Den 11. Julius.

Wohnung der Baronin D.

Zimmer.

Die Baronin. (eine sehr alte, kranke, mit Küssen und Pflastern bedeckte und umwickelte Dame liegt in dem Bette) Ah mon Neveu! Kömmst Du endlich! — Mit Ungeduld habe ich Dich erwartet. — Setz Dich, erzähle uns, sag mir, wie man die Ueberreste meines alten Freundes Voltaire ehrte.

Der Graf. Wie die eines Heiligen, eines Halbgottes.

Baronin. Ah mon Dieu! er war beides. Er ist werth vergöttert zu werden. — Gib mir meine Tropfen, liebe Nichte. Hernach mag der Graf erzählen.

(Das Fräulein gibt der Baronin die Tropfen, und diese nimmt ein.)

Baronin. Nun, lieber Neveu, nun rede!

Graf. Wissen Sie wohl, gnädige Tante, daß das ganze Fest 600,000 Livres gekostet haben soll?

*) Diese Szene sollte eigentlich die allerletzte in diesem Theile seyn, wie man auch an der Zeitrechnung bemerken wird. Aus Versehen steht sie hier. Man lese sie zuletzt.

Baronin. Ist nicht zu viel. Was reicht wohl hin den Schatz zu bezahlen, den Voltaire der Welt in seinen Werken hinterläßt? — Dieser Erzfeind aller Sottisen, dieser warme Freund der gesunden Vernunft wurde durch seine Schriften der erste, einzige, wahre Wohlthäter Frankreichs und der ganzen Welt. — Doch, das ist bekannt und unläugbar erwiesen. — Erzähle!

Graf. Voltair's Leichnam wurde gestern aus seiner Gruft zu Romilly hieher gebracht und auf den Platz gestellt, auf welchem sich sonst die Bastille befand.

Baronin. Scharmant! — O! wenn er aus höhern Sphären herabgeblickt und diesen Triumph gesehen hätte!

Graf. Der Platz war künstlich verziert. Auf einem Ruinenhaufen, Ueberbleibsel des Wohnsitzes des Despotismus, erhob sich zwischen Boskets von Lorbeerbäumen und Blumen eine Masse von Quadersteinen, auf welchem ein Sarkophag ruhte. — So nahm ein Elisium die Stelle der ehemaligen Hölle ein. — Auf dem einen Steine waren die Worte zu lesen:

„Voltaire, empfang an diesem Orte, wo auch einst Dich der Despotismus fesselte,

die

die Huldigung eines freien Volks!"

Alle Versammelte nahmen Theil an dieser ehrenvollen Huldigung. Nur ein fanatischer Priester wagte es, mit wüthender Stimme zu schreien:" „Gott wird gerächt werden!"

Baronin. Wie? — Ich fürchte für sein Leben.

Graf. Fürchten Sie nichts. Man ließ sich durch diese Unbesonnenheit nicht aufbringen, man sagte bloß: „Wenn er glaubt, dem Manne vom Kopfe verdiente Ehre erzeigen, hieße Gott beleidigen, so ist er so unglücklich, daß er unser Mitleid verdient." — Somit schaffte man ihn fort.

Baronin. Allerliebst! — Der Dummkopf! —

Graf. In der Nacht wollte man den Leichnam stehlen. —

Baronin. Ist es möglich? —

Graf. — aber die Wachsamkeit der Wache vereitelte dieses Vorhaben. — Gegen drei Uhr nahm diesen Nachmittag die ganze Feierlichkeit ihren Anfang. — Soldaten und Studenten eröfneten den Zug. Dann folgten die Deputirten der patriotischen Gesellschaften, der Klubs, Seminarien und Beamte. Auf den Fahnen einiger unter ihnen las man:

„Vertilge, großer Gott! aus unserm Vaterlande
Den, der der Menschenblut mit Wollust kann ver-
gießen.“ *)

Auf andern standen jene bekannten Verse des Verewigten:

„Die Sterblichen sind gleich; Geburt macht sie nicht
edel
Die Tugend nur allein muß bei uns unterscheiden.“ **)

Die dritte Abtheilung bestand aus Bastillenstürmern, Bewohnern der Stadt St. Antoine, Poissarden und andern Weibern, von denen die eine auf ihrer Pike die Worte:

„Der letzte Grund des Volks;“ ***)

eingegraben trug. Tragen mit einer Mauerkrone, Steine von der Bastille, Kanonenkugeln ꝛc. ꝛc. — Medaillons die als Standarten getragen wurden, zeigten die Bildnisse eines Mirabeau, Desilles, Rousseau

*) „Exterminez, grand Dieu, de la terre ou nous sommes,
Quiconque avec plaisir repand le sang des hommes.“

**) „Les mortels sont egaux; ce n'est point la naissance,
C'est la seule vertu qui fait leur difference.“
Wem fallen hierbei nicht Hagedorns Verse ein?
„Nicht Erbrecht und Geburt, das Herz macht groß
und klein,
ein Kaiser könnte Sklav, ein Sklave Kaiser seyn.“

***) „La derniere raison du Peuple!“ — Scheint das Gegenstück des bekannten: ultima ratio regum! zu seyn.

Rousseau und Franklin. — Hierauf folgten Garden und Schweizer. Dann kamen die Abgeordneten der Schaubühnen. Zum ewigen Skandal hat man bemerkt, daß keiner von dem italienischen Theater unter demselben war.

Baronin. O! der Schande! —

Graf. Als der Kondukt vor dem Theater der Italiener vorbei kam, und stille hielt, eine Strophe der Hymne abzusingen, kam kein Mensch zum Vorschein, dafür zu danken.

Baronin. O! die Bösewichter! —

Graf. Nun erschien Voltaire selbst —

Baronin. (als wenn sie es säh) Ah!

Graf — als Bildsäule in seinem Lehnstuhle sitzend, in welchem er so oft meditirte.

Baronin. (entzückt) Ach! wie oft habe ich ihn selbst darinne sitzen sehen.

Graf. Noch schien er unter Houdons Meisel zu leben, sagten alle die ihn gekannt hatten. Antik gekleidete Männer trugen ihn. Zöglinge der Akademie, der Architektur und Malerei im römischen Kostume umgaben sie und trugen Medaillons, auf welchen man die Namen aller Arten von Poesie, Litteratur und Philosophie las, welche Voltairs Genie sich eigen gemacht hat.

Baronin. O! ganz scharmant!

Graf. In einem vergoldeten Kasten befand sich eine prächtige Ausgabe seiner Werke, welcher der Bildsäule nachgetragen wurde. Gelehrte umgaben denselben und trugen seine Leier und Trompete. — Ihnen folgten Musiker in griechischer Tracht, und ließen sich zu weilen hören. Weißgekleidete, mit Zweigen bekränzte, Priester folgten ihnen, und nun kam der prächtige antike Wagen, bespannt mit zwölf weissen Pferden, je viere und viere neben einander, geführt von griechisch gekleideten Männern. Auf diesem Wagen stand der Sarkophag, welcher den Sarg enthielt. Oben auf demselben war ein Paradebett, auf welchem der Philosoph ausgestreckt lag und der Ruhm ihn krönte.

Baronin. O mon dieu! — Wie rührend! — Warum konnte ich doch das nicht selbst sehen? —

Graf. Der Sarkophag hatte Inschriften. Auf der einen Seite stand:

„Er rächte Calas, la Barre, Sirven und Montbailly." *)

Auf der andern:

„Als Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber hat er dem mensch-

*) „Il vengea Calas, la Barre, Sirven et Montbailly."

menschlichen Geiste einen großen Schwung gegeben und uns vorbereitet, frei zu werden." *)

Madame Vilette folgte dem Wagen mit ihrer Tochter, welche die Wärterin auf dem Arme trug. Herr la Harpe führte sie. — Griechisch gekleidete Frauenzimmer folgten ihr. — Legislatoren, Munizipalitätbeamte, Tribunäle, Friedensrichter ꝛc. und Soldaten schlossen den Zug. — So kam man an das alte französische Theater und fand daselbst Voltairs gekröntes Brustbild, mit der Umschrift:

„Er schrieb den Oedip in dem siebenzehenten Jahre." **)

Die Inschrift im Nationaltheater war:

„Er schrieb Irene im drei und achtzigsten Jahre." ***)

Baronin. Alles hat meinen Beifall.

Graf. Vor dem Hause des Herrn Vilette —

Baro-

*) „Poete, philosophe, historien, il a fait prendre un grand essor à l' Esprit humain, et nous a preparé à devenir libres."

**) „A 17 ans il fit Oedipe."

***) Il fit Irene à 83. ans." — Dadurch kam seine dramatische Laufbahn von 66 Jahren zum Vorschein.

Baronin. O! glücklicher Wohnplatz! wo man das Herz des großen Philosophen aufbewahrt. Wie oft habe ich dasselbe mit inniger Rührung und Ehrfurcht betrachtet! — Ehe ich sterbe, werde ich es mir noch einmal hieher bringen lassen, und dann will ich ruhig scheiden.

Graf. Vor diesem Hause waren vier hohe Pappeln aufgepflanzt. —

Baronin. Ach! ich sehe die geschwätzigen Blätter dieser Bäume im Geiste sich hin und her bewegen!

Graf. Sie waren mit Kränzen von Eichenlaub umwunden und verbunden, so, daß dieselben ein grünes Dach bildeten, in dessen Mitte ein Kranz von Rosen herabhing.

Baronin. Schön! schön! — Diese Blumen der Liebe gehörten allerdings mit in's Spiel.

Graf. Diesen Rosenkranz ließ man herunter auf den Wagen hinab, als er durchfuhr. — Am Vordertheile des Hauses stand:

„Sein Geist ist allenthalben,
Sein Herz ist aber hier." *)

Mada-

*) „Son esprit est partout,
et son Coeur est ici."

Madame Vilette krönte Voltairs Bildsäule hier mit einem Kranze. Thränen entstürzten den Augen der liebenswürdigen Bürgerin.

Baronin. Ach! es waren Thränen der seligsten Rückerinnerung. — Bei ihr ist sein Herz, und allenthalben ist sein Geist.

Graf. Eine Hymne wurde vor dem Hause abgesungen.

Baronin. O! wenn er dies mitten unter den himmlischen Tönen der Sphärenmusik gehört hat!

Graf. Bei dem National-Theater wurde der Chor aus Voltair's Oper Simson, exekutirt. Er schien am 14. Julius 1789 geschrieben zu seyn, so glücklich paßte er auf unsere Angelegenheiten. (springt auf, geht an's Klavier, spielt und singt den Chor.)

Volk! erwach' und brich die Ketten,
hebe dich zu deiner alten Größe;
wie einst wecken wird der Herr Himmels
all die Toden aus dem Staube
zu dem Anschaun seines Lichtes,
dieses Weltall zu verneuern.
Volk erwach' und brich die Ketten,
die Freiheit ruft!

Stol-

Stolzes Volk, du warst für sie geboren.
Brich, erwachtes Volk, die Ketten. *)

Baronin. Wie vortrefflich und einzig!

Fräulein. Ich hätte selbst bei dem Schauspiele seyn mögen.

Graf. (geht vom Klavier) O mein Fräulein! Sie würden, gleich den andern, durch und durch naß geworden seyn. — Der Regen war unhöflich genug bis auf die verborgensten Reize der Damen einzudringen. Er glich wahrhaftig dem goldnen Regen, der der Danae an dem empfindlichsten Orte die übelsten Streiche spielte.

Baronin. Loser Vetter! — wer wird auch den Regen achten, wenn man das Glück hat, einer solchen Apotheose beizuwohnen? —

Graf. Die durchnäßten Schönen blieben wirklich im Saale des National-Theaters zurück, ließen

*) „Peuple, éveille-toi, romps tes fers,
Remonte à ta grandeur premiere,
Comme un jour Dieu, du haut des airs,
Rappellera les morts à la lumiere
Du sein de la poussiere,
Et ranimera l'uniuers:
Peuple, éveille — toi, romps tes fers,
La liberté t'appelle.
Peuple fier, tu naquis pour elle:
Peuple, éveille-toi, romps tes fers!“

ließen Feuer anmachen, und trockneten sich. — Dabei gab's artige Gruppen. Ich habe sogar gelegentlich zwey alabasterne, allerliebste, runde Kniee gesehen. — Schade! daß sie einem Bürgermädchen gehörten, die überhaupt in ihrer griechischen Tracht besser aussah, als sie hätte aussehen sollen.

Fräulein. Und warum denn das?

Graf. Warum? — Weil sie, wie gesagt, eine Bürgerliche war.

Fräulein. Sonderbar! — Die Sache des Geschmacks zur Sache des Standes zu machen.

Baronin. Laß das! Er denkt nobel. — Nun? — Wie gings denn weiter?

Graf. Der männliche Zug begleitete endlich die Ueberreste des Philosophen bis in die Kirche der heiligen Genoveva.

Baronin. Ha ha ha! da kömmt der Schalk doch wieder in die Protektion einer Dame. — So hat er's beständig gehalten. Hahaha! — Bis nach dem Tode seinem Prinzip getreu — Hahaha! — Scharmant! scharmant! — Musen, Heilige und Erdentöchter! — Hahaha! — Allerliebst!

LXXXVII.

LXXXVII.

Den 25 Junius.

Auf dem Platze Louis XV.

Abends nach 7. Uhr.

(Das versammelt gewesene Volk geht nach und nach wieder auseinander.)

Ein Bürger. Nun sitzt der Herr König wieder in seinem Schlosse —

Zweiter Bürger — und seine ganze Familie dazu; wo sie hin gehören.

Erster Bürger. Was hat er nun davon gehabt, daß er davon gegangen ist? — Er hat gesehen, daß die freien Franzosen ihr Vaterland lieben und ihre Konstitution ehren. Er wurde angehalten, und erreichte seinen Zweck nicht.

Dritter Bürger. Glaubt mir, der gute Herr ist ganz gewiß verführt worden.

Vierter Bürger. Ja, ja! ganz gewiß ist er verführt worden. Er selbst hat für sich wohl nie daran gedacht, zu entfliehen. — Aber was thut die Ueberredung nicht? — Sie werden ihm die Ohren so lange voll geschwatzt haben, bis er endlich eingewilligt hat.

Drit=

Dritter Bürger. Das spreche ich auch. — Denn ich wüßte gar nicht warum und weswegen er sein Volk sonst hätte verlassen wollen.

Erster Bürger. Warum und weswegen? — Hm! weil ihm die Konstitution nicht gefällt. Das kann man sich ja leicht an den Fingern abzählen. — Die großen Herren lassen sich nicht gern einschränken.

Dritter Bürger. Aber, er konnte doch wohl einsehen, daß er seiner Krone verlustig würde, wenn er davon ging?

Erster Bürger. In einen festen Gränzplatz würde er gegangen seyn. Dort hätten sich die Anhänger seiner Partie um ihn herum versammelt, und an der Spitze eines Heers wär er wieder erschienen. — Könnt ihr denn das nicht einsehen?

Zweiter Bürger. Bürgerkriege sollten uns entkräften und ruiniren. — Merkt ihr denn das nicht?

Vierter Bürger. Daran hat doch, glaube ich, der König nicht gedacht.

Dritter Bürger. Nein! dazu denkt er zu edel und zu gut.

Zweiter Bürger. Und wenn er auch nicht daran gedacht, wenn er es auch nicht so gemeint hat, so war es doch die unausbleibliche Folge sei-

nes Schrittes, der zu nichts dienen konnte, was uns gut und nützlich war. — Wir wollen froh seyn, daß der Himmel so gnädig über Frankreich gewacht und die bösen Rathschläge unserer Feinde vereitelt hat. — Aufrichtig gesagt: ich wüßte nicht, warum ich aus meinem Hause laufen sollte, wenn ich mir die Vorwürfe machen müßte: nun bleiben Weib und Kinder die dich lieben, verlassen zurück und sind dem Mangel ausgesetzt.

Vierter Bürger. Ganz gut! das paßt aber nicht auf den König, als König. Hausvater und König ist nicht einerlei.

Zweiter Bürger. Ein König soll und muß ja aber doch der Vater seiner Kinder seyn? und folglich darf er sie nicht verlassen, wenn er zeigen will, daß sein Herz gut ist.

Vierter Bürger. Ihr setz't zum voraus, daß diese Kinder ihren Vater lieben. Wie aber, wenn es unter seinen Kindern auch mit unter ausgeartete Bastarte gibt, welche sich kein Gewissen daraus machen, ihren Vater zu vergiften? die Kehle abzuschneiden? rc. Soll der Vater da auch noch dennoch unter diesem Ottergezüchte gern bleiben und sein Haus nicht verlassen dürfen, um sein Leben zu retten?

Zweiter Bürger. Allerdings! — Er muß

sich

sich darauf verlassen, daß die andern, guten Kinder, ihn schützen werden.

Vierter Bürger. Man schützt nur gegen Gewalt, aber nicht gegen Kabale und Hinterlist. — Auch der Vater selbst kann sich gegen Gewalt und öffentliche Angriffe, Mann gegen Mann, schützen, aber nicht gegen eine Giftschale die er unwissend leert. — Ihr könnt doch nicht läugnen, daß der König Todfeinde hat?

Dritter Bürger. Man nennt ja sogar öffentlich deren genug.

Zweiter Bürger. Das sind seine Hauptfeinde die ihn bereden wollen, sein Königsspiel fortzusetzen. — Er kann wohl der erste Bürger unsers freien Reichs werden, aber als König können wir ihn nicht brauchen. — Die Könige haben uns übel genug schon mitgespielt.

Vierter Bürger. Die Könige oder ihre Minister?

Zweiter Bürger. Gleichviel! Der König, sein Minister, seine Maitresse, oder seine Frau. — Alles gleichviel!

Vierter Bürger. Gleichviel in der Wirkung wohl, aber nicht im Willen.

Zweiter Bürger. Der Ausgang läßt den Willen vermuthen.

Vierter Bürger. Den Teufel auch! — Ich dachte gar! —

Dritter Bürger. Fehlgeschossen! — Ich schieße nach einem Raubthiere und treffe einen Menschen. Ich gebe einem Bettler einen Sous und dieser kauft Schwefel dafür, ein Haus abzubrennen. Bin ich an dem Unglück Schuld, welches daraus entsteht? — Nein! das wär sonderbar geschlossen. — Gebt den Königen brave Minister, und die Könige werden auch brav seyn. Erzieht die Prinzen zu selbstdenkenden Menschen und nicht zu Maschinen, und ihr werdet sehen, welche Vortheile dadurch der Staat gewinnt.

Fünfter Bürger. (kömmt) Nun sitzt der König wieder in seinem Schlosse und speist mit seiner Familie bei offenen Thüren ganz unbefangen und mit Appetite. — Künftig wird man den Vogel vorsichtiger bewachen, daß er nicht wieder davon fliegen kann.

Vierter Bürger. Sie werden ihm die Flügel schon beschneiden.

Erster Bürger. Die Emigranten werden schwerlich gleichgültig bleiben, wenn sie hören werden, daß dem Könige sein Plänchen mißlungen ist.

Vierter Bürger. Ich glaube, ihre Armee läuft vor Schrecken davon.

Erster Bürger. Den Generalen wird kein Bißen schmecken.

Vierter Bürger. Und die Prinzen werden Vapeurs bekommen.

Erster Bürger. Die Geistlichkeit ordnet einen Fasttag an, und der Pabst exkommunizirt ganz Frankreich.

Vierter Bürger. Seine Bannstrahlen sind nach und nach stumpf geworden, wie die Säbel seiner Soldaten, und treffen nicht mehr.

Erster Bürger. Kommt in ein Weinhaus. Dort wollen wir Viktoria trinken.

LXXXVIII.

Palais des Duk de M.

Zimmer der Duchesse.

Duchesse. Nachrichten, um ohnmächtig zu werden! Und immer eine fataler, als die andere.

Graf. Sie jagen einander recht. — Sacre dieu! wenn ich den Postmeister hier hätte, der so impertinent war, den König zu verrathen, ich glaube, ich könnte ihn mit kaltem Blute niederstoßen.

Duchesse. Ohne Bedenken! — Der Kerl verdient den schmählichsten Tod. — Es ist schrecklich bar! Das Glück spielt mit unsern Hoffnungen und Planen so mißgünstig, daß ich beinahe muthlos werde.

Graf. Es geht mir eben, es geht uns beinahe allen so. — Nur der Marschall kann immer noch hoffen.

Duchesse. Der hat Zeit seines Lebens gehofft.

Graf. Er ist wenigstens der Mann der dazu zu gebrauchen ist, andern Muth einzusprechen.

Chevalier. (kömmt) Ich habe den König speisen sehen. —

Duchesse. O mein Gott!

Chevalier. Es ist ein betrübter, ein rührender Anblick!

Du-

Duchesse. Wie benimmt er sich?

Chevalier. Ganz unbefangen. — Er läßt sich's schmecken.

Duchesse. Ah ciel! — Aber die Königin? —

Chevalier. Der sieht man's sehr an, daß sie nicht unbefangen ist.

Duchesse. O! es ist auch schrecklich! — Ich glaube, mich hätte in ihrer Situation der Schlag gerührt.

Chevalier. Mich gewiß auch. — So nahe an dem Hafen Schiffbruch zu leiden, — das ist zum Verzweifeln! — Die Gräfin L. hat schreckbare Vapeurs bekommen.

Duchesse. Kein Wunder! — Es geht mir beinahe eben so, wie ihr.

Chevalier. Ich will so eben zu ihr.

Duchesse. Sagen Sie ihr, ich sey beinah untröstlich.

Chevalier. Eh bien! — Und, Sie, Herr Graf?

Graf. Eben so.

Chevalier. Eh bien! — und auch ich. — So bald ich zu mir komme, werde ich eine Satire auf den Verräther schreiben, der unsere Hoffnungen so schändlich vernichtet hat, die in ihrer Art einzig seyn soll.

LXXXIX.

den 28. Junius.

Wohnung des Kaufmanns R.

Zimmer.

Antoinette. O Wilhelm! Du bist grausam.

Wilhelm. Antoinette! laß mich das von Dir sagen. — Meine Forderung an Dich geschieht im Namen der heiligsten und zärtlichsten Liebe.

Antoinette. Deine Liebe ist grausam, wie Du selbst bist. — Wie, das kannst Du fordern, was ich nicht erfüllen kann?

Wilhelm. Wenn Du mich liebtest, so zärtlich und innig liebtest, als ich Dich liebe, würde die Erfüllung meiner Forderung Dir leichter werden, als mir dieselbe abzuschlagen.

Antoinette. Wilhelm! Du weißt, daß ich Dich liebe, herzlich und innig. Du hast klare Beweise meiner Liebe, und kannst an derselben nicht zweifeln. Aber überlege deine Forderung noch einmal. — Mit Dir soll ich gehen aus Frankreich in Dein Vaterland, nach Deutschland? — Verlassen soll ich Vater und Mutter, die mich so zärtlich lieben? — Nein! meine Pflichten widersetzen sich diesem

sem Vorhaben. Ich verlasse meine Eltern, ich verlasse mein freies Vaterland nicht.

Wilhelm. Dein Vaterland ist nicht frei, wird es nie werden. — Der Schauplatz der blutigsten, greuelvollsten Szenen wird Dein Vaterland werden, und Dein und Deiner Eltern Leben ist in Gefahr.

Antoinette. Darüber kann ich mich mit Dir nicht streiten. Laß mir meinen Glauben, er macht mich glücklich.

Wilhelm. Um mich unglücklich zu machen. — Wenn ich mich von Dir trennen muß —

Antoinette. Das kannst Du nicht!

Wilhelm. Ich muß, Antoinette. Ich muß.— In meinen schönen, vaterländischen Gefilden werde ich mein Leben vertrauern. Um Deinetwillen werde ich trauern und klagen, daß Deine Liebe nicht treu und standhaft war.

Antoinette. Das werde auch ich thun. — Das freie, französische Mädchen wird ihren Geliebten beklagen, der die Gefilde der Freiheit und seine Geliebte verließ, ohne den Werth beider zu kennen. — Bleib! Bleib hier, Geliebter! Freiheit und Liebe werden Dich beglücken, überschwenglicher beglücken, als Dein Fürst es thun kann.

Wilhelm. Mein Fürst ist ein edler, deutscher Mann. Ich bin sein Diener, aber nicht sein Sklav. Gesetze richten zwischen den Deutschen und ihren Fürsten, Gesetze, so ehrwürdig, als die Zeit ihres Ursprungs. Wir kennen keine Ketten, als die Banden bewährter Treue und heiliger Pflichten eines gegenseitigen Bündnisses welches da ist, Ordnung, Zufriedenheit und Glück zu befestigen.

(Der Vater tritt zu einer Seitenthür herein.)

(Wilhelm und Antoinette erschrecken.)

Der Vater. Warum so verlegen? — Es ist euer Vater, der zu euch kömmt.

Antoinette. O! mein guter Vater! — Wenn Sie wüßten —

Der Vater. Ich habe euer Gespräch in diesem Nebenzimmer angehört, ich weiß, daß ihr euch liebt, ich wünsche euch glücklich zu sehen.

Wilhelm. Gütiger Vater! (küßt ihm die Hand.) Auch mein Vater!

Der Vater. Auch Ihr Vater, mein Sohn.

Wilhelm. Dieser Name — Ihre Güte! — O! wie soll ich —

Antoinette. Sie haben gehört, lieber Vater, daß Wilhelm —

Der Vater. Dich zur Flucht bereden wollte.

Wilhelm. Bei Gott! nicht.

Antoinette. Nein! das wollte er nicht. Dazu denkt er zu edel. Mit Ihrem Vorwissen wollte er mich als seine Gattin mit sich nach Deutschland führen — Aber ich — O! Sie haben ja alles mit angehört.

Der Vater. Ich habe.

Antoinette. Richten Sie über Ihre Tochter.

Der Vater. Du hast ja nichts verbrochen, mein Kind. Man richtet nur über Strafbare. Du willst deine Liebe deinen Eltern, deinem Vaterlande aufopfern. Das ist groß und edel gedacht. Ich bin aber überzeugt, du kennst die Größe deines Opfers nicht. — Getrennt von dem Geliebten, wirst du dieselbe lebhaft und mit doppelter Schwere fühlen.

Wilhelm. Gewiß Antoinette! — Hörst Du, was Dein guter Vater spricht?

Der Vater. Wirst du dann aber wirklich noch Muth genug haben, deine Klagen zu unterdrücken, deine Leiden zu ersticken, so bist du deines freien Vaterlandes würdige freie Tochter.

Antoinette. O Wilhelm! höre, was mein guter Vater spricht. — Wilhelm! Du wirst gewiß nie wieder von ganzem Herzen von einem Weibe so innig geliebt, als Du von mir geliebt wirst, und dennoch kann ich Dir nicht folgen, denn hier winkt mir die Freiheit.

Wilhelm. Sie winkt Dir allenthalben, wo Du frey seyn willst. — Ihre waltende Allgewalt schließt kein einziges Land in seine engen Gränzen ein. Sie hat allenthalben Lieblinge; unter jeder Zone rauchen ihre Altäre. Willst Du frei seyn, so bist Du es, Du magst Deine Wohnung in Süden, oder in Norden aufschlagen. — Wenn es Dein Vater Dir erlaubt, so folge mir als mein liebes Weib in mein Vaterland und genieße dort, durch die zärtlichsten Banden mit mir vereint, die reinste Freiheit.

Der Vater. Antoinette ist meine einzige Tochter.

Wilhelm. Auch ich bin meines Vaters einziger Sohn.

Der Vater. Mein Haar wird grau.

Wilhelm. Mein Vater geht auf der Grube. — Hier schreibt er mir: (liest aus einem Briefe.)

„Hast du ein liebes, gutes Mädchen gefun„den, wie du mir schreibst, und bist du „überzeugt, glücklich mit ihr zu leben, so gib „ihr deine Hand und führe sie mir als dein „Weib entgegen. Ich will sie willkommen „heißen, ich will sie segnen, und froh will „ich dann in den Armen meiner Kinder das „Ende meiner Tage erwarten. — Mit dei-

„nen

„nen Kindern will ich wieder jung werden, „und eurer Liebe und Eintracht will ich mich „freuen. — Säume nicht, komm und mache „mich bald so glücklich, dich glücklich wieder „zu sehen.“

(Antoinette sucht ihre Thränen zu verbergen.)

Wilhelm. Hat Dich der Brief des alten Mannes gerührt? — Das Zeugniß glänzt in Deinen Augen. O! suche es nicht zu verbergen. Es wird mir ein heiliges, unvergeßliches Denkmal Deiner Liebe bleiben. — Ich werde meinen Vater davon erzählen, wenn ich ohne Dich in seine offenen, zitternden Arme eile, wenn er mich fragt: „hast Du mir keine Tochter mitgebracht?“ — Ich werde ihm dann sagen müssen, warum ich ihm keine Tochter mitbringen konnte, und daß er nun nie mit meinen Kindern wieder jung werden und sich ehelicher Liebe und Eintracht seiner Kinder freuen kann. — Nie werde ich —

Antoinette. Wilhelm!

Wilhelm. Nie werde ich einem andern Weibe meine Hand —

Antoinette. (ergreift seine Hand) Halt ein! — Nicht weiter. — (fällt ihren Vater um den Hals) O mein Vater!

Der

Der Vater. Zieh hin mit ihm, und werde glücklich.

Antoinette. Wilhelm! Du siehst meinen Kampf und willst, daß ich unterliege? Ist das edel? — Du sollst Deinem guten Vater eine Tochter zuführen, Du sollst glücklich werden, aber dennoch sollst Du nicht rauben. — Nimm Dir ein Weib. Suche sie in Deinem Vaterlande oder hier. Finde sie, und werde glücklich. — Ich entlasse Dich aller Verbindlichkeit. — Ich bleibe hier bei meinem Vater. (zieht einen Ring vom Finger) Hier —

Wilhelm. Wie? — Antoinette? —

Antoinette. (reicht ihm mit zitternder Hand den Ring) Hier, lieber Wilhelm — bester Wilhelm! — Hier ist — Dein Ring zurück. — Gib ihn einer andern und vergiß mich. (Der Ring fällt auf den Fußboden. — Sie legt ihr Gesicht auf ihres Vaters Schulter.)

Wilhelm. Ich nehme keinen Ring zurück. — Meine Treue will ich Dir unverbrüchlich halten, wie es einem deutschen Jüngling ziemt. Aber Du sollst nicht gebunden seyn. (zieht einen Ring vom Finger) Nimm, liebes Mädchen! — (wehmüthig) Nimm Deinen Ring zurück. — Gib ihn einem andern, — einem Jüngling Deines Vaterlandes, der Deiner

Liebe

Liebe werth ist, und — werde glücklicher, als ich es werden kann.

Antoinette. Meine Treue will ich Dir halten, aber Du sollst ungebunden und frei seyn.

Wilhelm. Nimm meinen Ring zurück. Du bist ungebunden. — Laß mir den Trost, Dir treu zu seyn. — Mein Vater wird sich trösten müssen, indem er sich meiner Standhaftigkeit freut. (legt seinen Ring auf den Tisch und den ihrigen dazu) Antoinette! Kennst Du Deinen Ring?

Antoinette. (verlegen) Dieser ist es.

Wilhelm. (ohne ein Wort zu sprechen, steckt beide Ringe an die Finger.)

Antoinette. Was ist das?

Wilhelm. Antoinette! — (ergreift ihre Hand und küßt sie) Leb wohl!

Antoinette. Wilhelm!

Wilhelm. Ich bleibe Dir und meinem Schwure getreu: Nur der Tod soll meine Treue brechen! — Leb wohl! —

Antoinette. (hält ihn zurück) Du scheidest ohne Groll?

Wilhelm. Ach Gott! mit einem Herzen voll Liebe für Dich.

Der

Der Vater. Aber den Vater werden Sie verwünschen, dessen Tochter seiner Liebe vor der Ihrigen den Preis gibt? —

Wilhelm. Nimmermehr! — Ich habe auch einen Vater, zu dem ich eile, den ich nicht verlassen kann.

Antoinette. Wilhelm! laß Deinen guten Vater zu uns ziehen, er freue sich hier unsers Glücks und unserer Liebe. — Mit kindlicher Sorgfalt will ich sein Alter pflegen.

Der Vater. Er soll mein theuerster, mein erster Freund seyn.

Wilhelm. Mein Vater dient einem edlen Fürsten, dessen Dienste auch seine letzten Kräfte gewidmet sind. — Mein Vater und der Fürst, keiner würde es sich vergeben, undankbar gegen den andern gehandelt zu haben. — Also bleibt mein Vater in seinem Vaterlande, und ich eile zu ihm.

Der Vater. Jüngling! bedenke wohl, was Du thust. — Liebst Du Antoinetten wirklich so herzlich, wie Du sagst, und wie ich Dir glaube, so macht Deine Abreise mehr als ein Herz unglücklich, raubt zugleich dem einen Vater seine Zufriedenheit, und gibt dem andern keine.

Wilhelm. (düster) Daran bin ich unschuldig. — Und wenn auch beide Väter in das Grab ihrer

rer Kinder sehen müßten, so bin ich doch unschuldig.

Der Vater. Vielleicht doch nicht so ganz, wie Du meinst.

Wilhelm. So erlaubt mir zu Euch zu sagen, verlaßt Frankreich und geht mit mir nach Deutschland. — Antoinette, Du wirst das Weib eines treuen Gatten, und Du Vater, wirst der theuerste und liebste Freund meines guten Vaters seyn. — Nimm Weib und Kind und verlaß Dein Vaterland, welches bald vom Blute seiner Bürger befleckt, ein Scheusal in den Jahrbüchern der Menschheit werden wird. Faust wird gegen Faust sich waffnen, und wer etwas besitzt, das ihm lieb und werth, das ihm nützlich ist, wird die Angel der Raubgier Französischer Barbaren werden. Kein Sohn beschützt Dich, kein Bruder zieht das Schwert, seine Schwester zu schützen, wenn Schandbuben ihrer Tugend nachstellen. Kind und Vermögen sind für Dich verloren. Ist es Dein Leben nicht auch, so bleibt Dir meine Hütte in Deutschland stets unverschlossen, wenn Du unglücklich, einen alten jungen Freund aufsuchen willst.

Der Vater. Wenn Du glaubst, daß es in Frankreich dahin kommen würde, wohin Du

glaubst, daß es kommen müsse, so wirst Du Dich wohl irren.

Wilhelm. Gewiß nicht!

Der Vater. Inzwischen ist es besser, (etwas bitter) Du gehst aus einem solchen Unglückslande, ehe der Sturm losbricht.

Wilhelm. Mit leichtem Herzen, — ließ ich nicht so viel darinne zurück, das mir theurer ist, als alles, was Dir theuer seyn kann.

Antoinette. O bleib!

Wilhelm. Das kann ich nicht.

Antoinette. Nur reise heute noch nicht.

Wilhelm. (mit Bedacht) Heute und morgen nicht. Auch nicht übermorgen, aber dann.

Antoinette. (zärtlich) Und ehe Du gehst —

Wilhelm. Sprechen wir uns noch einmal,— wenn es Dein Vater erlaubt. — Ich will Dich nicht überraschen. — Laß es mir wissen, liebes Mädchen, wenn Du mich wieder sehen willst.

(Der Vater geht unbemerkt in das Seitenzimmer.)

Antoinette. Wie Du willst. — Sonst aber magst Du kommen wenn Du willst, Du wirst mich immer hier antreffen. (bemerkt, daß ihr Vater weggegangen ist) Auch in meinem eigenen Zimmer, wie sonst des Abends, wenn wir abgespeist haben.

Wilhelm. Auch das! — (ergreift ihre Hand und drückt sie herzlich) Bei Händedruck und Wort, ich komme! — Leb wohl indessen, gutes Mädchen!

Antoinette. (weinerlich) Ohne Dich?

Wilhelm. Was kann ein freies Mädchen nicht alles, wenn sie will? — Dein Vaterland trägt Deine Liebe davon, und Dein Herz tröstet sich mit einem ça ira!

Antoinette. Nicht so bitter, lieber Wilhelm!

Wilhelm. Nimm mir Herz und Ruh, nimm mir mein Liebstes, nimm mir Alles, und — sag mir: bleib gelassen! — Verfluchen will ich —

Antoinette. Grausamer! halt' ein. — Lieber Wilhelm! gib mir Deinen Ring wieder.

Wilhelm. Du bist frei und sollst ungebunden seyn. — Dein Vaterland verachtet jetzt so sehr alle Banden, daß es auch so gar gewiß die Banden der Ehe noch aufheben wird. — In meinem Vaterlande ist uns alles heilig, was in dem eurigen euch nicht heilig ist, und was ihr euer Heiligthum nennt, können wir nicht eben so nennen, denn wir sind gewohnt, nie zu rasch, sondern mit Ueberlegung zu handeln. — Wozu soll Dir dieser Ring? Dich daran erinnern, daß Du einmal einen Despotenknecht (wie ihr uns nennt) geliebt hast?

Das wär Schande für Dich. — Dich zu erinnern, daß Du einen getreuen Liebhaber von Dir gestoßen hast? — Das wär Höllenqual für Dich. — Dich zu erinnern, daß Du Deines Geliebten Grab, und durch seinen Tod auch seines Vaters Grab gegraben hast? — Das wär Dein eigener Tod, wenn Dein Herz nicht alles Gefühl verloren hätte.

Antoinette. O Wilhelm! Du bist fürchterlich in Deinen Vorwürfen.

Wilhelm. Sieh, so spricht die Wahrheit mit Empfindung. Sie ist kühn und edel. — Du magst sie nicht hören.

Antoinette. Gib mir Deinen Ring zurück. — Du wirst mir doch ein Denkmal Deiner Liebe gönnen? —

Wilhelm. Mein Herz. — Es bleibt bei Dir. —

Antoinette. Zum Zeichen gib mir Deinen Ring zurück. — — Deine Antoinette bittet Dich so sehr, und Du kannst noch zaudern?

Wilhelm. (gibt ihr den Ring) Hier ist der Ring. Aber, — er bindet Dich nicht. — Schreiben wirst Du mir doch wohl zuweilen. Wenn ich nicht mehr bei Dir bin, mögen Briefe die Stelle der zärtlichsten mündlichen Unterhaltung vertreten.

An-

Antoinette. Ach ja, lieber Wilhelm!

Wilhelm. Und jedesmal wird mein Vater Dich herzlich grüßen lassen.

Antoinette. Ach!

Wilhelm. Zuweilen wird er selbst mit zitternder Hand ein paar Zeilen unter meinen Brief an Dich schreiben. — Ach! er ist ein guter Mann!

Antoinette. Wie herzlich will ich ihm danken!

Wilhelm. Vorwürfe wird er Dir nicht machen, aber wie? wenn seiner Feder nun einmal das Wort Tochter entschlüpft? — Er wird es ausstreichen, und ein anderes dafür hinsetzen müssen. — Das wird ihm doch wohl wehe thun.

(Antoinette wirft sich auf's Kanapée, und bedeckt ihr Gesicht mit dem Schnupftuche.)

Wilhelm. Ich werde ihn zu trösten suchen, und werde mich selbst nicht trösten können. — Mit nassen Augen werde ich den Brief siegeln, und — Ach Gott! —

(Eine Pause.)

Wilhelm. (mit bebender Stimme) Wir müssen uns jetzt trennen. — Ich muß gehen. — In dieser Stimmung dürfen wir jetzt nicht länger beisammen bleiben. — (nimmt ihre Hand.) Antoinette! (küßt ihr die Hand) Leb wohl, gutes Mädchen!

Antoinette. (richtet sich auf) Wenn willst Du wieder kommen? — Morgen doch? —

Wilhelm. Morgen! —

Antoinette. Des Abends?

Wilhelm. Wie sonst.

Antoinette. Wie gewöhnlich. — Du bleibst nicht mehr lange hier. Versäume keinen Tag, den Du noch hier verlebst, zu mir zu kommen. — Wir haben uns noch gar viel zu sagen.

Wilhelm. Viel?

Antoinette. Sehr viel. — Oder meinst Du nicht? —

Wilhelm. Ach ja!

Antoinette. Auch sollst Du mir, ehe Du gehst, noch etwas von Deinem Vaterlande erzählen. Die Lieblingsplätze in der Gegend Deiner Wohnung sollst Du mir schildern, damit ich mich dorthin zu Dir denken kann, wenn Du nicht mehr bei mir bist. — Wie wird sie meine Einbildungskraft verschönern, weil Du dort weilst! —

Wilhelm. Wenn Du sie sehen solltest! — Wenn Du mit mir unsern Hain durchwalltest! — Meine Eremittage — mein Quell — o! meine Nachtigallen! — Ich kehre wieder zu euch. — O! ihr Thäler und Hügel, wo Wilhelm als Kind

spielte,

spielte, als Knabe sich freute, und wo er nun als Jüngling — weinen wird.

Antoinette. Nicht so, lieber Wilhelm!

Wilhelm. Lieblicher, silberheller Bach, an dem ich so oft lag und deinen rollenden Wellen nachsah! — Meine Thränen werden dich trüben, denn ich komme zu dir mit einem Herzen voll Jammer und Gram.

Antoinette. Nicht in diesem Tone! er zerreißt mir das Herz ganz, das ohnehin schon blutet.

Wilhelm. Die Erdbeern, die ich um meine Einsiedelei pflanzte, ehe ich nach Frankreich ging, müssen nun tragen. Ich wollte sie dereinst für die Liebste meines Herzens pflücken. — Nun mögen sie verwelken, unbemerkt verdorren. Sie haben dann gleiches Schicksal mit meinem Herzen.

Antoinette. Ende, Wilhelm! ende. Das ertrag' ich nicht.

Wilhelm. Wenn Du doch einmal zu mir reisen wolltest, wenn ich wieder in meinem Vaterlande bin!

Antoinette. Vielleicht. — Warum nicht? — Das könnte wohl geschehen.

Wilhelm. (herzlich und vertraut) Ich will Dir dann Deine Büste auf dem Altare eines kleinen Tempels zeigen, den ich erbauen und getreuer Liebe weihen will.

Antoinette. (verbirgt ihr Gesicht wieder in's Schnupftuch) Wilhelm! was machst Du aus mir?

Wilhelm. Wenn ich Dich auch hier nicht besitzen soll, so geschiehts doch wohl in einer andern, bessern Welt. Wenn wir auch hienieden nicht vereinigt glücklich seyn können, so geschieht's vielleicht in andern Zonen jenseits des Grabes. Ganz können wir uns nicht verlieren, auf immer unmöglich, denn das himmlische Band der Simpathie hat unsere Seelen an einander gekettet, unauflöslich verbunden. — Wenn er doch bald erschien der schöne Augenblick unserer Wiedervereinigung. (setzt sich an's Klavier, spielt und singt)

Ach! ich wünsche mich zu schwingen
in der Freiheit Zauberland,
wo in einem bessern Leben
was sich liebte, wiederfand.

In die ruhigen Gefilde,
wo Petrark mit Laura weilt,
wo der sanften Heloise
Abeilard entgegen eilt.

Wo Sekundus voll Entzücken
seine Julie umschlingt,
seine Lieder von den Küssen
küssend ihr entgegen singt.

Dort wünsch' ich im Arm der Liebe
auch mit Nettchen froh zu seyn,
und zu sagen voll Entzücken:
Nettchen! du bist ewig mein!

Antoinette. Noch einmal dieses Lied. Sing' es noch einmal, lieber Wilhelm!

(Wilhelm wiederholt das Lied.)

Antoinette. Ach!

Wilhelm. Dieses Lied soll der Hymnus meines Tempels werden. — Und wenn Du zu mir kömmst —

Antoinette. Ach! wie viele Thränen hab' ich schon vergossen, und wie viele werden deren noch fließen!

Wilhelm. Sie sind Perlen für das Diadem getreuer Liebe. — Auch Seufzer und Thränen haben ihren Endzweck.

Antoinette. Warum nicht?

Wilhelm. Meine Thränen, die Deinigen — Thränen meines alten Vaters, die sich über seine

grauen Wimpern über die eingefallenen Wangen hinab schleichen —

Antoinette. Morgen — morgen, Wilhelm, mehr davon! —

Wilhelm. (seufzend) Ja, morgen!

(Er küßt sie und verläßt schnell das Zimmer. — Antoinette wirft sich weinend auf's Kanapée.)

XC.

Die Wohnung eines gewissen Edelmanns *).

Zimmer.

Der Edelmann. Es ist unerhört! — Das Volk ist rasend.

Seine Gemalin. Ja wahrlich! (halbweinend) Rasend ist der Pöbel.

Er. Sie hatten sich einige Spötteleien über die Gemeinden der Stadt erlaubt?

Sie. So war es. — Sie wissen ja, daß sonst nichts unschuldiger war, als über irgend etwas zu spötteln, das unsern Beifall nicht hatte.

Er. Allerdings! — Es war so gar erlaubter Ton, das zu thun.

Sie.

*) Diese Szene (sie sey nun Satire oder Wahrheit) bildete ich einer Piece nach, die der Verf. der: Unterhaltenden Anekdoten ꝛc. (Leipz. 1792.) unter dem Titel: Gespräch zwischen einem Edelmann und seiner Frau, deren H. im Palais Royal mit Ruthen gepeitscht wurde ꝛc. (S. 5 6.) als ein erschienenes Französisches Pamflet anführt. — Das Original dieser Piece habe ich nicht gesehen, und überlasse die Verantwortung wegen Existenz desselben dem Verf. der Anekd. ganz allein. — Da es derselbe nur als ein Bruchstück anführt, so habe ich es zu ergänzen gesucht.

Sie. Ihr Bruder, der Abbé, führt mich, ich plaisantire gegen ihn über die Gemeinden, man hört es, greift zu, packt mich, vollzieht die schreckliche Exekution — und er läßt mich im Stiche.

Er. O mein Gott!

Sie. Mir den H — n mit Ruthen auszustreichen! — o! es ist erschrecklich! —

Er. Entsetzlich!

Sie. O die Unverschämten!

Er. Die niederträchtigen Barbaren!

Sie. Wie wenig Achtung jetzt die Bürgerlichen für den Adel haben!

Er. Unerhört!

Sie. Mir die Achtung zu versagen! mir, die ich mich bis jetzt nur darüber zu beklagen hatte, daß man mir deren zu viel erzeigte!

Er. (kläglich) O! man ist mit Ihnen wie mit unsern Privilegien umgegangen; ohne alle Rücksicht.

Sie. Man hat die Beleidigungen nun aufs höchste getrieben.

Er. Beim Himmel! Das hat man gethan.

Sie. Das, was mich kränkt, ist nicht meinen H — n gezeigt zu haben, denn Sie wissen, ich brauche mich desselben nicht zu schämen. —

Er. Gewiß nicht!

Sie.

Sie. — Ich finde, wie Sie, meinen Kopf zuweilen ein wenig schwach bei dem geringsten Anfall von Schwindel. —

Er. Wohl wahr!

Sie. Aber die brutalen Menschen! — ich glaubte, sie würden bei dem Anblick mit ihrer Wuth einhalten; ich erwartete ein gebührendes Opfer für den beschimpften Theil meines Leibes, der doch nicht schlimmer ist, als ein jeder anderer, womit die gütige Natur mich beschenkt hat.

Er. Gewiß!

Sie. Ach, mein Gemal! welches Opfer! — (legt ihren Kopf weinend auf seine Schulter) Hundert Hände waren auf dem Unglücklichen beschäftiget und in Bewegung gesetzt. Er schien einem Ambos zu gleichen — ach! er ist mit blauen Flecken bedeckt. Sein Elfenbein — ging in Ebenholz über.

Er. Ich nehme Theil an Ihrem Unglück, meine Theuere!

Sie. Ist das die verfeinerte Nation, deren Weiber Göttinnen genannt werden.

Er. Das Volk ist ganz umgeschaffen!

Sie. In Thiere verwandelt! —

Er. Wie konnten Sie erwarten, daß es Ihr Geschlecht schützen und mitleidig behandeln würde, da es sogar nicht einmal mehr die Religion schätzt?

Da

Da es den Degen des Adels und das Kruzifix der Geistlichkeit mit Füßen tritt? — Da man, ich weiß nicht unter welchem Vorwand zu denken und zu raisoniren, die Thorheit so weit treibt, daß man behauptet: ein wohleingerichteter Staat könne ohne Priester und Edelleute existiren, und daß das Glück einer Million Franzosen, welches das Glück von drei und zwanzig Millionen ausschließt, wider Konstitution und Natur sey.

Sie. Ungereimte, unerhörte, alberne Behauptungen!

Er. Da man — o! es sind die verkehrtesten Grundsätze, welche je geäußert worden sind! — da man von nichts als von Menschenrechten, Freiheit, Natur und Vernunft spricht!

Sie. Wie unnatürlich und unvernünftig!

Er. Der Staat taumelt in den Abgrund.

Sie. Gewiß! — Ohne Rettung! — Er ist verloren! —

Er. Ihr Unglück, meine Theuere! das Unglück, mit Ruthen gehauen zu seyn —

Sie. Ach! —

Er. — ist von der Masse von Unglücksfällen, die ich im Geiste aufkeimen sehe, nur Ein Punkt. —

Sie. Aber, ein schrecklicher, ein schmerzlicher Punkt!

Er.

Er. Trösten Sie sich!

Sie. Wie soll ich das anfangen? — Ich bin untröstlich!

Er. Mäßigen Sie Ihren gerechten Schmerz. — Gewalt geht vor Recht.

Sie. Ach Gott!

Er. Die Barbaren, hatten einen Anblick —

Sie. Ich, hatte einen Schmerz —

Er. — um welchen sie zu beneiden waren.

Sie. — den ich nicht beschreiben kann. — Ach! was helfen doch alle Reize, wenn sie den profanen Augen der Nichtkenner ausgesetzt sind! — Diese Kerls haben gar kein Gefühl für das Erhabene. Es sind metamorphosirte Hottentotten!

XCI.

den 29. Junius.

Im Palais Royal.

1.

N. Sie sind gar kein Freund der Mitglieder der Nationalversammlung, wie ich merke.

L. Und das merken Sie erst jetzt?

N. Sonst hätte ich meine Bemerkung eher Preis gegeben.

L. Nun? und was glauben Sie denn wohl von den Herren?

N. Ich glaube, daß sie alle Mordbrenner sind.

L. Beim Teufel! man muß ein Scheit-Holz seyn, um das Brennen so sehr zu befürchten.

2.

Ein Dichter. Ah! sieh da! — Wohl geruht?

Ein Arzt. O ja! — Man wird jetzt eben nicht gar stark inkommodirt. Die Herren Dichter haben jetzt mehr zu thun. Da gibt's alle Augenblicke etwas zu besingen, bald sind es Siege, welche Lorbeerkränze verdienen; bald Siege, denen Mir-

then-

thenkränze gebühren; bald besingen sie Helden; bald Mädchen; bald schöne Weiber —

Der Dichter. — und bald Sottisen von Helden, Männern und Weibern.

Der Arzt. Wohl auch mitunter! — Aber was schadet das?

Der Dichter. Wenigstens nicht viel mehr, als es nützt.

Der Arzt. Zumal wenn's bezahlt wird. — Nicht wahr?

Der Dichter. Die Helden — bezahlen mit Danksagungsschreiben, und die Weiber mit loser Münze.

Der Arzt. Küsse, glückliche Nächte, — lose Münze?

Der Dichter. Was sonst? — Es ist nicht die Schuld der Weiber, daß die Küsse keine Bisse, daß die glücklichen Nächte keine glücklichen Tage sind.

Der Arzt. Alles ganz gut! — Aber die lose Münze, Freund?

Der Dichter. Was kaufen Sie wohl für all die Herrlichkeiten? — Reue. — Und unter welche Art von moralischen Denkmünzen zählen Sie die Reue?

Der Arzt. Unter die Gnadenmedaillen.

Der Dichter. Nun! da haben Sie's! — Die Weiber sind wie die großen Herren, sie belohnen da am liebsten, wo nichts zu belohnen ist, und wo Lohn verdient wird, da — spediren sie ein Bändchen hin.

Der Arzt. Hahaha!

Der Dichter. Und dafür verlangen sie submissen Dank.

Der Arzt. Sie bleiben wohlaffektionirt.

Der Dichter. Ich will aufhören zu schreiben, wenn's mit den Weibern nicht wie mit bösen Schuldnern geht. Wenn man endlich, Gott sey Dank! einmal mit ihnen zur Rechnung kömmt, so sieht man, daß die Zinsen oft das Kapital weit übersteigen.

Der Arzt. Den Teufel auch! Freund! das ist wahrer, als alles Wahre das Sie je und in Ihrem Leben gesagt haben. — Es geht mir mit meiner Frau so, es ist mir immer mit meinen Maitressen, und mit allen artigen kranken Weibern so gegangen, die mich in Affektion nahmen. — So gar die Apotheker Rechnung habe ich oft noch obendrein zu bezahlen gehabt.

Der Dichter. Das ist Ihre eigene Schuld. — Eine kranke Frau ist eigentlich gar keine Frau. —

Der Arzt. Ei den Teufel auch! da irren Sie sich lieber Freund! — Eine artige, kranke Frau, hat oft mehr leidenschaftliche Bedürfnisse, als eine gesunde, denn sonst wär sie ja nicht krank. — Es gibt nichts Reizbareres auf Gottes Erdboden, als eine kranke Schöne. Sie müßte denn ganz und gar und klar empfinden, sehen und glauben, daß sie inkurabel ist.

Der Dichter. So gewiß ist es wahr, was Moliere sagt:

> Ce n'est qu'extravagence et indiscretion.
> Il n'est rien de plus foibles et de plus imbécille,
> Rien de plus infidele, et malgre tout cela,
> Dans ce monde on fait tout pour ces animaux la.

Der Arzt. Ich glaube, die Natur und Art der Weiber lernen nur Dichter und Aerzte am besten kennen.

Der Dichter. Kann seyn, aber mit dem Unterschiede, daß die Dichter diese Kenntniß zu erlangen, bezahlen müssen, die Aerzte aber werden dafür bezahlt. — Sie halten sich immer der Natur zum Trotz, an Ihren Kranken schadlos.

Der Arzt. Lieber Freund! das geht nicht mehr, wie sonst. Ein großer Theil der Vornehmen,

men und Reichen die aus bloßer Gewohnheit, aus Mode oder Kaprise krank wurden, die so zu reden, in ihrem Leben nicht aus der Krankheit kamen, und nur lebten, um krank zu seyn, — sind emigrirt. -- Und wer noch da ist, den zwingt man diät zu leben. Wo sollen also die Kranken herkommen? — O! die Revolution hat uns und den Apothekern erschrecklichen Schaden gethan!

Der Dichter. Nur die Todengräber haben nichts dabei verloren.

Der Arzt. Sie haben gewonnen!

3.

Ein Buchhändler. Was belieben Sie?

Ein Kupferstecher. Sehen Sie hier, eine neue Spekulation. (gibt ihm ein Blatt Papier.)

Der Buchhändler (setzt die Brille auf) Wie so? — Aha! - Sieh doch! — Ei der Tausend! — Hm! hm! — Selbst gestochen?

Der Kupferstecher. Selbst.

Der Buchhändler. Eigene Invention?

Der Kupferstecher. Eigene Invention, auf Parole.

Der Buchhändler. Hm! — (das Kupfer analisirend) — Ein Soldat trägt eine Fahne, nach Art des römischen Adlers, einen Hahn mit halbausgebreiteten Flügeln. Ueberschrift: Er kräht und streitet. Unterschrift: Die Nation und der König. — (nimmt die Brille ab) Also, die Nation kräht, und der König streitet?

Der Kupferstecher. Umgekehrt.

Der Buchhändler. Das Sinnbild ist gut gewählt. — Geben Sie mir ein Duzzend Abdrücke für mein Lager. — Wenn Sie wollen, so können wir's auch zu einem Titelkupfer brauchen. Der berühmte B. soll mir dazu eine Abhandlung von den Hähnen in natura und in effigie schreiben. — Es wird jetzt nichts stärker als dergleichen Pieçchen gelesen. Auch die Systeme der Naturrechte verkaufen sich gut. — Der Abbé M. will jetzt ein Werkchen unterm Titel: Deutschland und die Barbarei in Parallele gestellt, schreiben. Das wird erschrecklich gelesen werden.

Der Kupferstecher. Hat denn der Abbé diese Länder durchreiset?

Der Buchhändler. So wenig, als ich. — Aber, was thut das? — Er kompilirt und schreibt, und damit Punktum. Die Leute glauben ihm doch, wenn er nur recht auf die deutschen und afrikani-

schen Despoten schimpft, und von Frankreichs Unüberwindlichkeit spricht. — Mag's nun wahr seyn, oder nicht, was kümmert mich das? Er bekömmt sein Honorarium, — die Zeiten werden immer schlechter! — und ich, stecke meinen Profit in die Tasche. — Eigentlich muß ein rechter wahrer französischer Schriftsteller über alles schreiben können, und wenn er so wenig von dem worüber er schreibt, versteht, als ich von der Magie verstehe; er muß aus allen Sprachen übersetzen können, und wenn er auch außer seiner Muttersprache, nicht eine einzige versteht. Bedenken Sie doch nur, daß wir auf diese Art von berühmten Männern Uebersetzungen aus dem Spanischen, Portugiesischen, Arabischen und Deutschen haben. — Habe ich doch selbst eine Kusische Sprachlehre geschrieben, und weiß gar nicht, wo das Kusische Land liegt. Sie wissen ja überhaupt, daß wir Franzosen uns um die Geographie niemals bekümmern. Unser Land ist der Mittelpunkt der Erde, und wer klug werden will, muß zu uns reisen. — Ja! wir sind ganz verfluchte Kerls! Nun haben wir noch dazu eine neue Konstitution. — Ich glaube, daß die andern Nationen vor Aerger über unser Glück entweder Gift nehmen, oder uns zu Füßen fallen und um eine Vereinigung mit

uns bitten werden. Wir können nun freilich zwar allenfalls diese Töchter adoptiren, aber dennoch werden wir die glückliche Mutter allein bleiben.

Der Kupferstecher. Das ist auch nicht mehr, als billig. Glück genug für Nationen, wenn sie von dem Volke der Freiheit adoptirt werden.

Der Buchhändler. Ei, ja wohl! — Das Volk der Freiheit könnte ja seine Freiheit für sich behalten. Wie säh' es dann um die Despotenknechte aus? — Doch, man muß mitleidig seyn. Wir sind eine großmüthige edle Nation, und wollen andre Völker gern mit uns zugleich glücklich machen.

Der Kupferstecher. Warum denn nicht! — Zum Mahle der Freiheit sind alle Völker auf Erden eingeladen, Irokesen, Tataren, Russen, Schweden, Deutsche und Afrikaner.

Der Buchhändler. Richtig! sie sind eingeladen, und (innig vergnügt) Frankreich — traktirt.

Der Kupferstecher (eben so) Und trenchirt!

Der Buchhändler. Und schenkt den Wein der Freiheit, wie Hebe im Olymp den Nektar, in goldene Schalen.

Der Kupferstecher. Und trinkt selbst mit!

Der Buchhändler. Versteht sich! Trinkt selbst mit. — Und berauscht sich!

Der Kupferstecher. Nein! berauschen darf sich Frankreich nicht, sonst könnte es stolpern und fallen auf dem Wege zum Tempel der Freiheit.

Der Buchhändler. Ach nein! zu Falle darf Frankreich nicht kommen, und dennoch kann es sich im Weine der Freiheit berauschen. Es darf sich ja nur tragen lassen. — Dazu müssen Deutsche, Italiener, Spanier und Portugiesen ihre Schultern hergeben. — Auch sieht es ehrwürdiger aus, wenn die Mutter von deu Töchtern und Söhnen im Triumphe herumgetragen wird, als wenn sie auf ihren eigenen Sohlen umherlaufen muß.

Der Kupferstecher. Wenn die Mutter nun aber den Schwindel bekäme, und vom Triumphsessel herabfiele?

Der Buchhändler. Das darf sie nicht. — Man bindet sie an.

Der Kupferstecher. Dann ist sie ja aber nicht frei.

Der Buchhändler. Warum denn nicht? — Man bindet sie ja nur mit Banden der Freiheit.

Der Kupferstecher. Ja, das geht an!

Der Buchhändler. Es ist doch besser, als wenn sie herabfällt, eine schlimme Positur bekömmt, ihre Blöße zeigt, wie der betrunkene Erzvater Noah, und ein Skandal der Despoten Knechte wird. —

Sie

Sie könnte ihre rothe Kappe verlieren, und das schönste Simbol der Freiheit wär zum Teufel. — Man muß vorsichtig seyn. — — Uebrigens, im Vertrauen, ich habe das von einem großen, berühmten Manne, der zu weilen mit mir und meiner Frau einen Löffel Suppe ißt! — wenn wir uns noch eines gewissen Vorurtheils entledigen, wenn wir eine entbehrliche Staatsmeubel entbehren lernen könnten, — wir könnten wahre ehemalige freie Lazedämonier und Athenienser werden. — Das glauben Sie mir und dem großen berühmten Manne.

Der Kupferstecher. Das glaube ich wohl. Aber, wer ist denn die entbehrliche Staatsmeubel?

Der Buchhändler. — — Ob wir nun ein vive le Roi! rufen, oder nicht.

Der Kupferstecher. (erschrickt) Wie? — — Der König —

Der Buchhändler. Warum fahren Sie denn so zusammen, als wenn Ihnen ein Geist erschiene? — Ein König ist ja auch nur ein Mensch. — Lesen Sie die Griechische, Römische, Russische, Dänische, Schwedische, Englische Geschichte, und Sie werden anders denken lernen.

Der Kupferstecher. Gott bewahre unser Vaterland vor dem Schandbubenstücke eines Kö-

nigsmords! — Ein Brandmal, das nie verlöscht werden kann. — Mit Millionen kaufte England der Geschichte das blutige Faktum ab, aber ewig bleibt's stehen; und die Nachwelt ist unbestechbar. — Sagen Sie dem großen, berühmten Manne, der Sie auf den abscheulichen Gedanken gebracht hat, er sey ein großer, berühmter Lotterbube, wenn er Verrätherei und Mord gegen seinen König predige.

Der Buchhändler. Lieber Mann! Sie kommen in Eifer —

Der Kupferstecher. Wer wollte nicht in Eifer kommen, wenn er über so etwas sprechen muß? — Bei Gott! wüßte ich, daß Sie eben so dächten, wie der sogenannte berühmte Mann, ich könnte Ihnen alle meine Finger in's Gesicht zeichnen.

Der Buchhändler. (sieht nach der Uhr) Ei, ei! — Bald Mittagszeit. — Leben Sie wohl, lieber Freund! — Ich habe noch ein kleines Gängelchen zu thun.

4.

Fr. Wohin so eilig?

Ch. Ich will der Nationalversammlung ein Projekt vorlegen.

Fr. Und das ist?

Ch. Sehr praktikabel. — Sehen Sie! ich habe ausgerechnet, daß wenn man nur statt der goldenen Uhrgehäuse, silberne tragen wollte, — daß, sage ich, dadurch hundert Millionen in Umlauf kommen würden. — Nun? — Was sagen Sie dazu?

Fr. Eilen Sie, das Projekt an den Mann zu bringen, ehe ein anderer Ihnen mit einer ähnlichen Berechnung zuvorkömmt.

5.

Ein Kolporteur. (Exemplare einer gedruckten Piece unterm Arm und in der Hand) Kauft! kauft! gute Waare, und wohlfeil!

Ein Bürger. Was gibt's hier zu kaufen?

Kol-

Kolporteur. Eine ganz nagelneue Piece, noch naß und warm, betitelt: Die Nationalversammlung, für zwey Liards.

Bürger. Schurke! du sagst wohl, wie viel sie werth ist, aber du sagst nicht, wie viel sie kostet.

(geht fort.)

Kolporteur. (brummt ihm nach) Ein Aristokrat!

6.

In einem Galanterie Gewölbe.

Ein Fremder. Schönes Kind —

Die Tochter der Galanteriehändlerin. Schöner Herr! — Was ist Ihnen gefällig?

Der Fremde. Nicht alles ist mir gefällig, was mir gefällt.

Die Mutter. (artig und galant) Ist das nicht oft Ihre eigene Schuld?

Der Fremde. Nicht so oft, als Sie vielleicht glauben. — Z. B. jetzt, da ich — (küßt ihr die Hand) im Begriff bin —

Die Mutter. (lächelnd) Sie sind allzu galant! — Womit kann ich Ihnen dienen?

Der Fremde. Dienen? Mir? — Dienstbarkeit schickt sich nicht für eine Tochter der Freiheit.

Die Mutter. Wir dienen ja auch der Freiheit.

Der Fremde. Sind Sie verheirathet?

Die Mutter. Gewesen. — Jetzt, Wittwe.

Der Fremde. Sie sind also Ihrer Fesseln entlediget.

Die Mutter. Um neue zu tragen. — Wenigstens die, des Wittwenstandes. — Haben Sie die Gefälligkeit, diese Uhrbänder zu betrachten. Sie sind sehr in der Mode.

Der Fremde. Nichts als Bänder und Ketten, überall! — Ich bin gekommen, mir ein Paar Handschuhe auszubitten.

Die Tochter. Hier! — Wie Sie befehlen.

Der Fremde. Wenn ich hier zu befehlen hätte —

Die Tochter. Ueber alles!

Der Fremde. (leise) So wünschte ich König Ihres Herzens zu seyn.

Die Tochter. (eben so) Die Könige laufen heutigestages gern davon.

Der Fremde. Sie werden aber wieder eingeholt.

Die Tochter. Das geschieht auch aus Liebe. — Meinen Sie nicht?

Der Fremde. Freilich! — Dieses Paar Handschuhe will ich behalten. (bezahlt) — Sie nehmen doch aristokratische Münze!

Die Tochter. Eben so gern als Demokratische. (streicht das Geld mit einem Knix ein) — Ist Ihnen nichts für Ihr Liebchen gefällig?

Der Fremde. Was würden Sie sich wohl aussuchen?

Die Tochter. Sie scherzen! — Sehen Sie doch! Dieser Hut — Ist er nicht äußerst geschmackvoll?

Der Fremde. Wie steht er Ihnen?

Die Tochter. (setzt den Hut auf) Sehen Sie?

Der Fremde. Allerliebst! — Behalten Sie ihn auf.

Die Tochter. O mein Herr! — Ich weiß nicht — Ich darf mich nicht unterstehen — so frei —

Der Fremde. (drückt ihr die Hand) Ich bitte —

Die

Die Tochter. (laut) Unser Mädchen soll Ihnen den Hut in Ihre Wohnung bringen. — Wo logiren Sie? —

Der Fremde. (leise) In Ihrem Herzen, wünsche ich. (laut) Hier (schreibt auf ein Blättchen Papier) ist meine Addresse.

Die Tochter. (lächelt und steckt das Papier in den Busen). Soll besorgt werden. (nimmt den Hut ab) Der Preis ist zwei Louisd'or.

Der Fremde. (legt das Geld hin) Ich pränumerire.

Die Mutter. Sind Sie in Richtigkeit?

Der Fremde. Ich hoffe.

Die Tochter. O ja, Mammachen! — Der Herr handelt gar nicht, und zahlt was ich fordere. — Wo ist unser Mädchen?

Die Mutter. Ausgeschickt.

Die Tochter. So will ich selbst mit dem Herrn gehen, damit er sich nicht mit dem Hute zu tragen braucht.

Die Mutter. (zieht den Fremden auf die Seite) Meine Tochter ist Demokratin.

Der Fremde. Ich bin selbst ein Demokrat.

Die Mutter. Nun gut! — Sonst hätte ich das Mädchen nicht mit Ihnen gehen lassen, denn sie ist mit Leib und Seele für die Freiheit gestimmt.

(Die Mutter wendet sich weg. Der Fremde bietet der Tochter den Arm, und führt sie ohne den gekauften Hut fort.)

Die Mutter. (beschäftiget sich und singt) Ah ça ira!

XCII.

Wohnung des Kaufmanns R.

Zimmer.

Antoinette. Um Gotteswillen! was ist das?

(Wilhelm blutend, ohne Hut, mit zerrissenen Kleidern tritt in das Zimmer.)

Wilhelm. Antoinette!

Antoinette. Wilhelm! was hast Du gemacht?

Wilhelm. (sinkt auf ein Sofa) Ich trage die Kennzeichen der Freiheit Deines Volkes an mir, — die redender sind — als die bunten Kokarden.

(Antoinette beschäftigt sich um ihn. — Der Vater und die Mutter tragen Spiritus und Tücher herbei.)

Der Vater. Reden Sie! Was ist geschehen?

Die Mutter. Hat man Sie insultirt?

Der Vater. (ärgerlich) Ich dächte, das sähst du ja.

Antoinette. Ach lieber Wilhelm!

Der Vater. So laßt ihn doch reden!

Wilhelm. Auf dem Wege hieher nach Ihrer Wohnung stoße ich auf einen von Männern und Weibern geschlossenen Kreis, welche mit lautem Geschrei sich an einem Schauspiele zu belustigen scheinen. — Ich komme näher, und sehe, daß ein ungeschliffener Marseiller ein wohlgekleidetes, artiges Mädchen, von etwa sechzehn bis achtzehn Jahren im Zirkel wie einen Kräusel herum treibt, und mit seinen tölpischen Fäusten sich ungebührliche Freiheiten gegen das Mädchen erlaubt, deren Bitten und Flehen nur ein allgemeines Gelächter der Umstehenden erregen. — Diese Szene frappirt mich. Ich frage einen bejahrten Zuschauer, der mir ein vernünftiger Mann zu seyn schien: was dieser Kreislauf zu bedeuten habe? — „Er hetzt sie erst müde, hernach geht's über sie her;" fiel die Antwort. — Wie ist das zu verstehen? frage ich weiter. — „Sie muß sich ganz nackend vor unsern Augen präsentiren, und hernach hat der Marseiller seinen Spaß mit ihr, wenn ihr die Kleider vom Leibe gerissen sind." — Und warum geschieht das? Was hat das Mädchen begangen? — „Sehen Sie denn nicht, daß sie keine Kokarde anstecken hat? Ihr Vater ist der große schändliche Aristokrat D., der sonst Duk war. Er war immer des braven M—s heftigster Gegner.

Das

Das Mädchen ist wie ihr Vater, eine Aristokratin mit Haut und Haar. Der Demokrat wird ihr nun schon warm machen!" — Und weiter hat sie nichts verbrochen? — „Ist das nicht genug?" — Nein! nach keinem einzigen Begriffe von Recht und Billigkeit. — Ich werde warm, ich dränge mich in den Kreis hinein, fange das athemlose Mädchen in meine Arme auf, in welche sie sich halbohnmächtig stürzt, und stoße ihren Verfolger zurück. — Sogleich wird Lärm.

Antoinette. Ich zittere!

Wilhelm. Ich suche mich mit dem Mädchen durch den Kreis zu drängen; aber vergebens. Ich rufe mit lauter Stimme: „Ich rufe die Gerechtigkeitsliebe, die Menschenliebe eines freien Volks an, um Schutz für mich und das Mädchen!" — Man lacht und spottet.

Antoinette. Entsetzlich!

Wilhelm. Die Freiheit hat diese Menschen ganz gefühllos gemacht. Sie haben weder für Schande noch für Ehre, weder für Recht noch Billigkeit Gefühl.

Der Vater. O! es sind Buben!

Wilhelm. Ein Kerl versucht es, mir auf den Leib zu kommen. Ich ziehe ein Pistol, und

 schwöre,

schwöre, den ersten, der sich mir weiter als auf vier Schritte naht, nieder zu schießen.

Antoinette. O mein Gott!

Die Mutter. Mir zittern alle Glieder!

Wilhelm. Der Kerl prallt wie vom Blitz getroffen, zurück, und schreit: „Der Hundsfott ist kein Franzos!“ — Ich bin — sagte ich, — ein Deutscher, und habe Mark in den Knochen, mich mit jedem von euch um Leben und Tod zu schlagen. — „Schlagt die Kanaille nieder!“ schreit der ganze Haufen.

Antoinette. Ich bin des Todes!

Wilhelm. Ich wiederhole meine Drohung. Ein Kerl legt seine Flinte auf mich an. Sich mir zu nähern, hatte keiner den Muth.

Antoinette. O Gott!

Wilhelm. In dem Moment springen zwei Engländer und ein Deutscher in den Kreis, schlagen dem Kerl die Flinte aus der Hand, ziehen ihre Degen und Pistolen, und schwören: sich meiner und des Mädchens anzunehmen. — Dieses war das Signal des Angriffs. Ein Steinregen bedeckte uns. Wir wurden überall verwundet. Man drang auf uns ein. Wir vertheidigten uns herz-

haft.

haft. — Der Kreis zerreißt. Zwanzig Mann Nationalgarde dringt ein. Ich empfehle das Mädchen dem Schutze des Offiziers. Ich sage ihm, wer sie ist. Er nimmt sie in seinen linken Arm, und kommandirt seine Soldaten anzulegen. Die vorgestreckten Flinten verjagten die Unmenschen — und ich floh hieher.

Antoinette. Ach! lieber Wilhelm!

Wilhelm. Die Früchte der Freiheit sind gereift. Die Aerndte gefällt mir nicht. Mein Leben ist zu gut, um es gegen zügellosen Pöbel auf's Spiel zu setzen. — Diese Nacht noch verlasse ich Paris.

Antoinette. Mein Vater! — Liebe Mutter! — o! mein guter Wilhelm! —

Wilhelm. Ach Antoinette! — Wenn Du — Wenn ich Dich einer solchen Brutalität ausgesetzt sehen müßte, wie ich das arme Mädchen sah! — Allmächtiger Gott! — Der bloße Gedanke an die Möglichkeit bringt mich um Leben und Verstand! —

Antoinette. Nein! nein! — Ich bleibe nicht hier.

Wilhelm. Wie? — Und Du wolltest —?

Antoinette. Ach, mein Vater! — Wie soll ich — Wie kann ich — Ach! —

(Eine Pause.)

Die Mutter. Lieber Mann! —

Wilhelm. In Deutschland, in meinem Vaterlande, haben ehrliche Leute nicht nöthig für ihr Leben zu zittern, sie mögen denken was sie wollen, wie sie wollen. — Unsere Fürsten und unser Pöbel haben keinen Meinungs- und Gewissenszwang. — O! wir sind weit freier als ihr. — O Vaterland! jetzt erkenne ich doppelt deinen hohen Werth.

Der Vater. (nimmt Wilhelms und Antoinettens rechte Hände und legt sie in einander) Gott segne euch, meine Kinder! — Als Mann und Weib zieht in Frieden nach Deutschland. — Ich komme euch nach.

Antoinette. O mein Vater!

Wilhelm. Gütigster Vater! Sie wollten —?

Der

Der Vater. Ich will bei euch wohnen. — Sobald ich meine Handlungsgeschäfte in Ordnung gebracht, und alle unnöthige Geräthschaften verkauft habe, packe ich auf und komme mit meiner Frau zu euch. — Reiset glücklich! — Wir kommen euch nach. — Wir wollen zusammen leben und in Deutschland glücklich seyn. — Eine Familie! Ein Herz und Einen Sinn! — Der Himmel gebe seinen Segen.

(Eine stumme, wechselseitige Umarmung zwischen allen.)

Bayerische Staatsbibliothek München

— Der Vater. Ich will bei euch wohnen. — Sobald ich meine Handlungsgeschäfte in Ordnung gebracht, und alle unnöthige Geräthschaften verkauft habe, packe ich auf und komme mit meiner Frau zu euch. — Reiset glücklich! — Wir kommen euch nach. — Wir wollen zusammen leben und in Deutschland glücklich seyn. — Eine Familie. Ein Herz und Einen Sinn! — Der Himmel gebe seinen Segen.

(Eine stumme, wechselseitige Umarmung schließen alle.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXX (1-3) III.86 VI.9
III.87
XXXXX (1.4.5, 1-3) II.89

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August, 1762-1827

Neue Szenen in Paris und Versailles Mit einem Kupfer

Bd.: 3

Leipzig 1793

P.o.germ. 1540 q-5,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122480-6
VD18 80076750